

Zur Geschichte baptistischer Flüchtlinge und Vertriebenen

Einleitung

Zwischen 1944 – 1950 kamen in die vier Besatzungszonen ca. 12-14 Millionen deutsche Flüchtlinge, Vertriebene, Aus- und Umgesiedelte. Genaue Zahlen dieser größten Zwangswanderung gibt es nicht.¹ Etwa 10 Millionen davon kamen in den westlichen Besatzungszonen an. In der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) befand sich in den ersten Jahren nach 1945 ein Drittel aller Vertriebenen. Jeder vierte DDR-Bürger stammte noch 1949 aus den Ostgebieten.² Besonders betroffen von der Flüchtlingswelle war das Land Mecklenburg. Dort waren die Hälfte der Einwohner sog. „Umsiedler“³, denn von Flüchtlingen und Vertriebenen durfte man in der SBZ und späteren DDR nicht reden.⁴ Eine nicht geringe Zahl der Bewohner aus der Sowjetischen Besatzungszone blieb dann auch in den kommenden Jahren nicht, sondern wanderte weiter in den Westen. So kam es, dass 1960 „ein Viertel der bundesrepublikanischen Bevölkerung aus den ehemaligen Ostgebieten, der Tschechoslowakei, den südeuropäischen Ländern oder der sowjetisch besetzten Zone“ stammten.⁵ Etliche dieser Flüchtlinge hielten es auch da nicht lange aus, sondern zogen noch weiter westwärts, vor allem in die USA und Canada.

Manche Flüchtlinge sind jahrelang noch in den östlichen Gebieten als billige Arbeitskräfte festgehalten worden, ehe sie nach Deutschland auswandern durften. Wieder andere wurden als Gefangene bis weit in die Nachkriegszeit in Haft genommen und mussten unter entsetzlichsten Bedingungen leben und arbeiten. Ein solches Schicksal erlitt der baptistische Zivilist Heinrich Wessler, der eindrücklich von seinem Ergehen in seinem Buch „Als das Brot kostbar war“ berichtet. Es erschien 1978 im Oncken-Verlag.

Unter den Flüchtlingen gab es auch eine Anzahl Menschen, die 1945 nicht das erste Mal eine Umsiedlung erlebten. Ruth Kerde-Merz berichtet davon:

„Uns wurde eine Wohnung zugewiesen, aus der kurz zuvor polnische Bewohner verschleppt oder in ein Lager gebracht wurden. Die Betten waren nicht gemacht. Auch wenn es einen quälte, man »übernahm« vom Vermieter alles, was er in einer Nacht verlassen hatte. Ich staunte am meisten über den guten Flügel im Wohnzimmer. Ich kann mich nicht erinnern, wie viel Zeit wir brauchten, um uns in dieser ungewollten Umgebung heimisch zu fühlen. Es gab aber keine andere Wahl.“⁶

¹ Die Zeitung „Der Spiegel“ sprach sogar von 15,1 Millionen Vertriebenen (2/2002, 96). – Zur Diskussion über die Zahlen siehe: H. Nawratil, Schwarzbuch der Vertreibung, S. 70-77.

² Der Spiegel 51/2005, 58

³ M. Seils, Die Fremde Hälfte, S.43.

⁴ Es wurde staatlicherseits „die Verwendung des euphemistischen Begriffes Umsiedler angeordnet“ (M. Seils, Die Fremde Hälfte, S. 54). In der DDR entstand „eine Kultur des Schweigens und des Verdrängens“ (ebd., S. 58).

⁵ I. Müller-Münch, Die geprügelte Generation, S. 158. – Die Fluchtbewegungen in die Bundesrepublik dauerten nach dem Ende des Krieges an. Der Vertreibung aus den ehemals deutschen Gebieten und deutschen Siedlungsgebieten Osteuropas nach 1945 folgten Vertreibungen der sogen. Großgrundbesitzer in der sowjetischen Besatzungszone (siehe dazu: Witzdorf / Kopp-Colomb, Schicksalsbuch I; Kopp-Colomb, Schicksalsbuch II) und es kam zu Fluchtbewegungen aus der DDR. Ermutigt durch das 1953 verabschiedete Bundesvertriebenengesetz kamen viele deutsche Aussiedler aus der Sowjetunion aber auch aus anderen osteuropäischen Ländern. „Allein in den 80er Jahren flohen rund eine Millionen Menschen aus Polen in die Bundesrepublik, über 800 000 von ihnen waren Aussiedler.“ (Stephanie Weltmann, in: WAZ vom 29.12.2017).

⁶ R. Kerde-Merz, Die Macht, S. 25.

Auch solches Erleben hinterlässt Spuren in den Seelen der Betroffenen. Es bleibt eine lange Unsicherheit, wie die Verfasserin andeutet. Als 16jähriges Flüchtlingskind fand sie 1939 dann eine Heimat in Posen in einer Brüdergemeinde. 1945 kam sie nach einer viertägigen Flucht in Jüterbog an und fand eine geistliche Heimat in der dortigen kleinen Baptistengemeinde. Wie schwer diese Erlebnisse in ihr nachwirkten, erlebte sie fünf Jahre danach. Sie schreibt:

„Angstzustände begleiteten mich Tag und Nacht. Schlafstörungen wurden rasant.“⁷

Ruth Kerde-Merz bezeichnet den Ausbruch ihrer Erkrankung als „Vulkanausbruch“. Viele Flüchtlinge litten unter solchen Beschwerden, ohne dass ihnen wirklich geholfen werden konnte.⁸ Heute weiß man, dass die allermeisten Flüchtlinge und Vertriebenen schwer traumatisiert waren. Auch die christlichen Flüchtlinge und Vertriebenen waren davon nicht ausgenommen – wie man bei Ruth Kerde-Merz vernimmt! Sie wurde mit einer Elektroschock-Therapie behandelt, wie sie erzählt. Manche Patienten haben diese Behandlung damals nicht überlebt.⁹

Noch bis in die 1970er Jahre wurde das Leiden der Flüchtlinge nicht als Folge der Flucht- und Vertreibungserlebnisse wahrgenommen. So war eine entsprechende Behandlung ihrer posttraumatischen Störungen nicht möglich und daher sind – so weiß man durch die Forschung – diese Belastungsstörungen über Generationen weitergereicht worden.¹⁰

Was in den ersten Nachkriegsjahren bemerkt wurde, war ihre Armut, ihr schlechter Gesundheitszustand, ihre Wohnungslosigkeit und vor allem ihr Anderssein, ihr Fremdsein. Eine Willkommenskultur stellte sich damit nicht ein. Wer nahm schon gerne bettelarme, hungrige Menschen mit Vergnügen auf? Zumal die Flüchtlinge und Vertriebenen in den Teil Deutschlands kamen, der durch die Bombardierungen bereits unter Wohnungsnot und Hunger litt. So wurden sie als Bedrohung, als Konkurrenten und Störenfriede wahrgenommen. Die Integration – man sprach damals von „Eingliederung“ – war darum vor allem eine enorme Leistung der Flüchtlinge und Vertriebenen selber.

Wie sah das nun im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG) in Deutschland aus? – Hier stelle ich meine bisherigen Erkenntnisse dar. Eine umfassende Darlegung der gesamten Problematik bedarf einer wissenschaftlichen Untersuchung, die es bis heute zu diesem Geschehen in unserer Freikirche nicht gibt. Trotzdem ist es lohnenswert, sich auf die Spuren dieser Geschichte zu machen, da es einige Bücher gibt, die erste Überblicke gewähren oder persönliche Erlebnisse von Flüchtlingen und Vertriebenen beinhalten.¹¹

Auch aus den Internetportalen unserer Gemeinden kann man manche Schilderungen zur Kriegs- und Nachkriegs-Geschichte finden.¹² Es gibt im Oncken-Archiv Nachkriegsberichte aus den Vereinigungen und Festschriften der Gemeinden. Auch etliche persönliche Erlebnisberichte, die Nachkommen dem Oncken-Archiv zur Verfügung gestellt haben¹³, sind für die Darstellung dieser Geschichte sehr aufschlussreich.

⁷ R. Kerde-Merz, Die Macht, S.37.

⁸ Nach einer nicht repräsentativen Studie, die auf der Auswertung von 600 Berichten und Interviews der Vertriebenen- und Flüchtlingsgeneration des Zweiten Weltkrieges beruht, wurden folgende Störungen festgestellt: „Sie leiden zum Beispiel unter Ängsten, Nervosität, Schlafstörungen, Schreckhaftigkeit, Alpträumen, werden von immer wiederkehrenden Bildern schrecklicher Erlebnisse gequält.“ (Zitat aus dem Artikel *Psychiater: „Die Zeit heilt nicht alle Wunden.“* In: Lübecker Nachrichten vom 8. Mai 2010, S. 3. Interview mit Psychiater Christoph Muhtz am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf. – in: <https://de.wikipedia.org/wiki/Vertreibung>).

⁹ Siehe R. Kerde-Merz, Die Macht, S. 37-39.

¹⁰ Siehe zu dieser Problematik die Bücher von Anne-Ev Ustorf, Ingrid Müller-Münch, Sabine Bode und Astrid von Friesen (siehe Literaturverzeichnis).

¹¹ Siehe Literaturverzeichnis.

¹² Wenn ich keine Quellen angebe, zitiere ich Auszüge oder gebe Fakten aus dem Internetportal der genannten Ev.-Freikirchlichen Gemeinde wieder. Einige Gemeinden haben auch Festschriften oder Vorträge zu ihrer Geschichte ins Internet gestellt. Aus diesen Quellen zitiere ich dann ebenfalls.

¹³ Allen diesen Nachkommen gilt ein besonderer Dank!

Verlustberichte

Die erste veröffentlichte Äußerung über die Zahl der Flüchtlinge und Vertriebenen des BEFG erfolgte in einem „Lagebericht der Baptisten“ aus dem Jahr 1948. Der Bericht erschien in den „Mitteilungen aus dem Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland“.¹⁴ Dort liest man:

„Von allen Kirchen und Freikirchen dürften wir prozentual am schwersten durch den Krieg und seine Folgen betroffen worden sein.“¹⁵

Deutlich wird, dass ein Drittel aller Mitglieder des BEFG Vertriebene und Flüchtlinge wurden.¹⁶ Das kann sicherlich kaum eine andere Freikirche von sich sagen.

In diesem ersten Bundesbericht ist aber nicht der Zustrom von baptistischen Vertriebenen und Flüchtlingen aus Süd-Osteuropa und der Sowjetunion berücksichtigt, die nie zum BEFG gehört hatten. Der Lagebericht nahm nur die Zahlen aus der letzten Bundes-Statistik von 1941 als Vergleichswert.¹⁷ Zahlen etwa über die vertriebenen Mitglieder der Baptisten- und Brüdergemeinden aus Jugoslawien und Ungarn, die sich dann dem BEFG in Deutschland anschlossen, sind bis heute nicht bekannt. Robert Kluttig schreibt in seinem Buch über die „Geschichte der deutschen Baptisten in Polen“:

„Allein in Polen sind 41 deutsche Gemeinden dieser Flucht und Vertreibung zum Opfer gefallen. Wenn wir jetzt noch die Gemeinden der Baltendeutschen und der Deutschen aus den Balkanländern und der Rußlanddeutschen hinzuzählen, dann ergibt das eine hohe Zahl an Gemeinden mit vielen Mitgliedern, die das Opfer der Flucht und der Vertreibung geworden sind.“¹⁸

Zu den weiteren Verlusten im BEFG zählte man, dass zirka ein Viertel der Prediger ihr Arbeitsgebiet und etwa 11% ihr Leben verloren hatten¹⁹. Hinzu kamen eine beachtliche Anzahl zerstörter und beschädigter Gemeindehäuser. Außerdem gab es zerbombte und schwer beschädigte Gebäude des Bundes wie das Bundeshaus in Berlin, das Verlagshaus in Kassel und das Predigerseminar in Hamburg-Horn.

Reaktionen der Bundesleitung

Ein Jahr nach dem Zusammenbruch, im März 1946, erschien „Ein Bruderwort an unsere Flüchtlinge“ unterzeichnet von Paul Schmidt und Walter Vogelbusch, den damaligen Bundesdirektoren. Es ist veröffentlicht in: „Mitteilungen der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinden“, einem Blatt, das es seit September 1945 in der SBZ gab. Dort heißt es u.a.:

*„Ein Weg bitterster Leiden liegt hinter Euch. [...] Da ist es uns ein Herzensbedürfnis, Euch zu sagen: wir ... heißen Euch **herzlich willkommen!** Seit vielen Monaten haben wir Euch auf betendem Herzen getragen ... Wir ließen es aber nicht bei der Fürbitte bewenden, sondern wir*

¹⁴ Der Lagebericht wird recht ausführlich in der Dissertationsschrift von Astrid Giebel zitiert (A. Giebel, Glaube, der in der Liebe tätig ist, S.244f).

¹⁵ A. Giebel, Glaube, S. 244 – Zitat aus „Lagebericht der Baptisten“ in: Mitteilungen aus dem Hilfswerk der Ev. Kirchen, Nr. 11/Febr. 1948, 175ff.

¹⁶ „In den Gebieten östlich von Oder und Neiße ... befanden sich 145 Gemeinden und 410 Zweiggemeinden mit 42 500 Mitgliedern, das sind mehr als 30%!“ (A. Giebel, Glaube, S. 244; vgl. Wort und Werk 5/1948, S. 59. Dort wird von 115 Gemeinden gesprochen). - Allein Königsberg, die „Hochburg der Baptisten“, hatte bis 1945 sieben Gemeinden und zahlreiche Tochtergemeinden, von denen einige über 1.000 Mitglieder (eingerechnet der Kinder) hatten (IDEA-Spektrum Nr. 23 vom 8.6.2011); vgl. Hans-Volker Sadlack, Spurensuche, S. 28-32. -

¹⁷ Bereits bei diesem Punkt braucht es also weitergehender Untersuchungen.

¹⁸ R. Kluttig, Geschichte, S. 330.

¹⁹ „Von den 465 Predigern des Bundes lebten und dienten 135 in den Ostgebieten; sie alle mußten ihre Arbeitsgebiete verlassen. Von unseren Predigern sind 52 durch den Krieg umgekommen; 30 befinden sich noch in Gefangenschaft oder Internierung.“ (A. Giebel, Glaube, S. 244). - R. Kluttig, Geschichte der deutschen Baptisten in Polen, nennt aus über 1000 umgekommenen Mitgliedern aus Baptistengemeinden in Polen namentlich 12 deutsche Baptistenprediger, die ihr Leben ließen (ebd., S. 365).

wollen helfen mit der Tat ... Wir haben die Einrichtung der **Bruderhilfe** geschaffen, die in erster Linie unsern Geschwistern dienen soll, die aus dem Osten kommen. [...] Damit wir nun wissen, wie wir am besten helfen können, bitten wir Sie, sich an Ihrem Ort, ... mit dem Gemeindeleiter oder Prediger in Verbindung zu setzen. Ist an Ihrem Ort keine Gemeinde vorhanden, so geben sie innerhalb der russischen Zone Ihre Anschrift unverzüglich an folgende Adresse bekannt: Carl Koch, (16) Dillenburg, Blücherstraße 1. Sie werden sofort Nachricht erhalten.“²⁰

Es gab also im BEFG eine Hilfsorganisation namens „Bruderhilfe“²¹, die vor allem für die Flüchtlinge da sein wollte. Sie wurde bereits 1945 ins Leben gerufen und schloss sich 1946 dem „Hilfswerk der Evangelischen Kirchen“ an. Über dieses Hilfswerk flossen dann auch alle Auslandshilfen, die aus den USA, aus Kanada, Brasilien, Argentinien, Südafrika, der Schweiz, aus England, Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Australien, Neuseeland und Tasmanien kamen. Die Spenden kamen aber nicht nur den Flüchtlingen und Vertriebenen zugute, sondern allen Notleidenden, also auch denen, die nicht Mitglieder im BEFG waren.

Bereits 1945 berief die Bundesleitung als „Flüchtlingsmissionar“ für die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) den Prediger Waldemar Truderung (1906-1976)²². Die Vereinigung Niedersachsen-West beauftragte 1946 Johannes Hellmerichs²³ für die Flüchtlinge in der Region Osnabrück²⁴ zu sorgen. Im Süden Deutschlands wirkte vor allem der Prediger Immanuel Walter in Zusammenarbeit mit der Bethelschwester Anna Gawrosch.²⁵ Daneben gab es etliche Prediger, die sich in den Nachkriegsjahren rührend um die vertriebenen Baptistengeschwister kümmerten. Das waren vor allem Pastoren, die bereits im Ruhestand waren und darum auch nicht mehr als Soldaten eingezogen und nun in Gefangenschaft waren. Genannt werden öfter Prediger Adolf Pawlitzki (1877–1962)²⁶ und Richard Diabo (1879-1961)²⁷. Sie und alle ungenannten Baptistenprediger, Gemeindegewestern, Diakone und Ältesten leisteten in einem völlig zerstörten Land eine kaum zu überschätzende Arbeit unter den widrigsten Bedingungen.

²⁰ Mitteilungen der EFG, März 1946, S. 2. Die fettgedruckten Begriffe sind so im Originaltext enthalten (H. Wahl).

²¹ Zur Organisation und Geschichte dieser Hilfsorganisation hat sich Astrid Giebel in ihrem Buch „Glaube, der in der Liebe tätig ist“ recht umfassend geäußert (ebd., S. 271-298). Wo die Dokumente aus dem Büro der „Bruderhilfe“ archiviert wurden, konnte Astrid Giebel nicht herausfinden. „Da weder im Archiv der Bundesgeschäftsstelle Bad Homburg, noch im Oncken-Archiv Elstal die Akten der Bruderhilfe auffindbar waren und Nachforschungen in zuständigen Amtsgerichten und Staatsanwaltschaften (Köln und Düsseldorf) ergebnislos verliefen, wird dieses Kapitel der BEFG-Geschichte weitgehend unerhell bleiben.“ (ebd., S. 295f, Anmerkung 238) - Im Oncken-Archiv Elstal gibt es eine umfangreiche Fotosammlung über die Arbeit der „Bruderhilfe“, die darauf wartet, aufgearbeitet und ausgewertet zu werden. - Weitere Hinweise zur Geschichte der „Bruderhilfe“ bei R. Assmann, Der Bund Ev.-Freikirchl. Gemeinden in der DDR, S. 27.31.69.

²² Es war der erste Beschluss der Bundesleitungssitzung am 19.10.1945 (Oncken-Archiv: C1 03, BL Allgem. 38-47 – den Hinweis verdanke ich Reinhard Assmann). - Um Einsicht in die Protokolle der Bundesleitungssitzungen und Bundeskonferenzen habe ich mich aus Zeitgründen nicht bemüht. Also auch hier braucht es weitere Forschungen.

²³ Bei Johannes Hellmerichs handelt es sich vermutlich um Hans Hellmerichs (*12.5.1912) aus der Gemeinde Oldenburg, der von 1936 bis 1940 auf dem Predigerseminar der Baptisten in Hamburg-Horn studierte (FS 75 Jahre Predigerseminar 1955, S. 57.)

²⁴ „Geschichte der Ortsgemeinde Osnabrück“ (Internetportal EFG Osnabrück); vgl. Bericht von der 38. Konferenz der Vereinigung Niedersachsen-West vom 10./11. Juni 1950, S. 3.

²⁵ EFG Tuttlingen, FS 1974, S.9. – Zur Bethel-Schwester Anna Gawrosch, siehe Historisches Lexikon mit Literatur und Nennung von neu entstandenen Gemeinden.

²⁶ Zu Adolf Pawlitzki siehe die Aufzeichnungen der EFG Lebenstedt-Salzgitter und die Festschrift der EFG Templin (FS 1998, S. 35).

²⁷ Zu Richard Diabo siehe neben den FS der EFG Oldenburg auch die Bücher von Uwe A. Gieske, „Was sagt Ihr nun zum väterlichen Erbe“ (1993) und „Hoffentlich enttäuscht uns Hitler nicht“ (1999).

Zur Versorgung der Vertriebenen kam die Suche nach vielen Vermissten, die es durch das Kriegsgeschehen und vor allem auch durch die Flucht und Vertreibung gab. Schon 1945 richteten die Diakoniewerke im BEFG Suchkarteien ein.²⁸ Die Zeitschriften „Die Gemeinde“ und „Mitteilungen der Ev. Freikirchen Gemeinden“ veröffentlichten bereits in ihren ersten Ausgaben Suchanzeigen. Später führte das Bundeshaus in Bad Pyrmont die Suchkartei.²⁹

Die Herausforderungen durch die Flüchtlinge und Vertriebenen

Auch in der Bundesleitung und in den Gemeinden nahm man zuerst die materielle Not der geflüchteten und vertriebenen Schwestern und Brüder wahr. In einem ersten Rundbrief der „Bruderhilfe“ wird darum viel über die äußerlichen Notlagen der Flüchtlinge berichtet. Es werden Notfälle geschildert, die eine Schwester aus Berlin bei einer Besuchsreise nach Mecklenburg erlebte. So erfährt der Leser des Rundbriefes beispielsweise von folgendem Los:

„Die Schwester Schrull war mit 9 Kindern aus Westpreußen geflohen und fand in Mecklenburg eine neue Heimat. Infolge der Fluchtunbilden mußte sie ihre 11jährige Edeltraud vor mehreren Monaten verlieren. Im Juni ds. J. erhielten wir Nachricht, dass man ihren Mann nachts um 1 Uhr vor den Augen seiner Frau erschossen hatte. ... Nun stehe sie mit ihren 8 Kindern allein auf der Welt (der älteste 13 Jahre), dennoch wolle sie an dem Herrn Jesus festhalten ... diese Frau [ist] in einem körperlich sehr elenden Zustand ..., sie hat einen Lungenspitzenkatarrh, will sich aber nicht von ihren Kindern trennen ... Die Kinder hatten alle ein [einziges] Bett und die Familie sollte noch ein zweites Zimmer hinzu bekommen. In ihren Sachen waren alle völlig abgerissen. ... Spielzeug kennen sie nicht. ... Von R. aus mußte die Schwester einige Kilometer fahren bzw. laufen, um zu der Schwägerin ... zu gelangen. Dieselbe kam erst im Mai ds. J. mit 3 ihrer Kinder aus Polen in Mecklenburg an. Ihr Mann und 2 Kinder über 14 Jahre wurden in Polen zur Arbeit zurückgehalten. Bei dieser Schwester herrscht unendliche Armut. Sie bewohnt mit mehreren Flüchtlingsfamilien ein sogenanntes Pfarrhaus. Das Haus kann aber leicht mit einem Stall statt mit einem Wohngebäude verglichen werden. Dunkle feuchte Räume, ohne Heizmöglichkeit, kein Mobiliar, keine Bettstellen, kein Bettzeug, von sanitären Einrichtungen gar nicht zusprechen, völlig unzulängliche hygienische Verhältnisse (ein reiner Seuchenherd). Die 3 Kinder – das jüngste 4 Monate alt – ohne Strümpfe und Schuhe, zerfetzte Anzüge, ebenso die Sachen der Mutter. Die Geschwister wurden, bevor sie Polen verließen, total ausgeraubt, sodaß man ohne Übertreibung sagen darf, sie kamen nackt und bloß in Deutschland an. Hier fehlt es auch an Bestecken, Tassen, Geschirr usw. Die Kinder aßen mit den Händen aus der Schüssel und waren sehr unterernährt.“

Doch man erkannte auch die innere Not der Vertriebenen und Flüchtlinge, wie es in dem Brief heißt:

„Vielfach haben unsere heimatlosen Geschwister keinen Mut, mit ihrem Elend an die Öffentlichkeit zu treten. Hinzu kommt zu der äußeren Not, Kämpfe und innere Zerrissenheit der Entwurzelten, die schwer auf unseren Herzen lastet. Die meisten Menschen sind durch das gewaltsame Losgelöstsein von der eigenen Scholle, aus ihrer ureigensten Lebensbahn herausgeworfen, sind unsicher und unselbständig geworden; können sich ohne fremde Hilfe nicht mehr zurechtfinden.“³⁰

Aber diesen inneren Nöten stand man recht hilflos gegenüber. Mit traumatisierten Menschen konnte man nicht umgehen, da es in jener Zeit auch keine fachlichen Erkenntnisse geschweige denn

²⁸ Albertinen-Diakoniewerk e.V. Hamburg (Hg.): Auf klarem Kurs. 100 Jahre . Vom Diakonissenverein Siloah zur Albertinen-Gruppe. Hamburg 2007, S. 86; EFG Oldenburg, FS 150 Jahre, S. 39.41.

²⁹ Mitteilungen der EFG, Mai 1946, S. 5; vgl. EFG Oldenburg, FS 150 Jahre, S. 41.

³⁰ Vervielfältigtes maschinenschriftliches Rundschreiben ohne Datum („Datum des Poststempels“). - Dokument im Archiv der EFG Velbert, Nachlass Schmidt.

ärztliche, d. h. medizinisch-psychologische Angebote für diese schweren Erkrankungen gab. Die seelsorgerlichen Bemühungen endeten in der Regel in einem Gebet, oft aber auch in Apellen und Ansprachen, die von der christlichen Hoffnung bestimmt waren. Wache Seelsorger nahmen aber unverkennbar ihre eigene Hilflosigkeit wahr, was ihre Arbeit zusätzlich erschwerte.

Wie schwer diese Arbeit für alle Verantwortlichen in den Gemeinden war, schildert beispielsweise Wilhelm Hörmann in seinen Lebenserinnerungen „Auch diese Zeit ist Gottes Zeit“. Hörmann schreibt:

„Was trugen die Menschen, denen ich auf meinen Besuchswegen begegnete, nicht alles mit sich herum: dumpfe Unruhe, brennende Heimwehschmerzen, Ungewißheit um verschollene Angehörige, messerscharfe Schuldgefühle, Bitterkeit und tausend Fragen: Warum das alles so hatte kommen müssen; warum Gott das alles zugelassen habe, und was zu tun sei, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen.“³¹

Diese übergroße Notlage brachte also manche Gemeinde an ihre Grenzen. Die Möglichkeiten echter Hilfen waren nicht nur auf dem materiellen Gebiet mehr als begrenzt. Manchen seelischen und zwischenmenschlichen Nöten standen die Gemeinden und ihre Leitungen völlig hilf- und machtlos gegenüber. Die Folge waren weitere Leiderfahrungen. So berichtet die EFG Lüneburg, dass die Ehe ihres Predigers Ernst Eßwein, der sich um viele Flüchtlinge rührend gekümmert hatte, 1947 - auch bedingt unter der großen Flüchtlingswelle - scheiterte.³² Damit aber verlor er seinen Beruf. Es war damals undenkbar, dass geschiedene Prediger in den Gemeinden ihrer Berufung weiterhin nachgehen konnten. Scheidung sah man als Versagen an und fragte allein nach der Schuld. Selbst wenn die Gemeinde die Schuld bei der Frau des Predigers sah, war seine Vorbildfunktion damit nicht mehr gegeben und er musste einen säkularen Beruf ergreifen, was aber in der Nachkriegszeit auch eine besondere Herausforderung war.

Hier wird ein Problem der Nachkriegszeit deutlich, denn seit Kriegsende schnellten die Scheidungsraten in allen Besatzungszonen in ungeahnte Höhen. Als 1939 Deutschland den Krieg begann, hatten sich 44.000 Paare scheiden lassen. 1948 trennten sich 125.000 Paare.³³ D.h. um mehr als ein Drittel stiegen die Scheidungen an. Auf jeden Fall waren darunter auch zahlreiche sogenannte Blitzehen aus dem Krieg, die sogar teilweise getrennt geschlossen wurden - der Mann an der Front und die Frau in der Heimat. Erst nach dem Krieg war ein tatsächliches Kennenlernen möglich, das aber unter erschwerten äußerlichen Bedingungen. Und so war bei manchen Paaren die Entdeckung unüberbrückbarer Unterschiede und sich ausschließender Gegensätze handlungsbestimmend. Hinzu kam, dass manche der traumatisierten Ehemänner gewalttätig wurden und sich mit Drogen, besonders Alkohol, regelmäßig betäubten, so dass eine Scheidung nur noch vor weiteren Traumatisierungen schützte. Auch vor diesen Tatbeständen standen viele Gemeindeseelsorger recht hilflos und reagierten überzogen streng.

In einer Zeit, in der viele Regeln und Gebote keine Beachtung finden konnten – man musste beispielsweise „fringsen“, d. h. Mundraub begehen, um zu überleben – war die Not sehr groß und die Bedenken bei den jeweils Betroffenen klein. Doch in der Ehesorge meinten die Verantwortlichen in den Gemeinden helfen zu können und zu müssen. Hier waren sie wenigstens nicht sprachlos.

Wilhelm Hörmann schreibt:

„Keine Pastorentagung, auf der nicht auch über »unsere Stellung zu Ehescheidung und Wiederverheiratung« gesprochen wurde. Die Grundlinien des Neuen Testaments lagen zwar fest: Unauflöslichkeit der einmal geschlossenen Ehe. Doch nun die zahlreichen »Sonderfälle«,

³¹ W. Hörmann, Auch diese Zeit, S. 72.

³² EFG Lüneburg, FS 1969, S. 17; EFG Lüneburg, FS 1994, S. 65.

³³ Florian Huber, Hinter den Türen, S. 47. – Es ist aufschlussreich, dass 1954 im Ekelmann-Verlag ein Roman zu dieser Problematik von Berta Schmidt-Eller, Und vergib uns unsere Schuld, erschien. Es beschreibt eine zerrüttete Ehe und schildert den Weg der Versöhnung. Eine Scheidung wurde geradezu ausgeschlossen. (Siehe dazu Weist / Assmann, Dass das Wort, S. 110-112).

die uns Not bereiteten. Wir suchten nach Regeln, die sich anwenden ließen, die auch der menschlichen Schwachheit und >Herzshärtigkeit< Rechnung trugen.“³⁴

Doch handelnden die Seelsorger tatsächlich rücksichtsvoll und fürsorglich? Ich nenne als Beispiel ein damals weitverbreitetes Phänomen, die sogenannte „Onkelehe“. Man beschrieb mit diesem Begriff die „wilden Ehen“ von Kriegerwitwen, die nicht heirateten, weil sie dann ihre Ansprüche auf die Witwenrente verloren. Der Partner der Witwe war für die verwaisten Kinder der „Onkel“. In dem Land, in der es allein eine Million Soldatenwitwen gab, gab es schätzungsweise zwischen 50- und 300-Tausend solcher „Onkelehen“.³⁵ Darauf reagierte man in der Gesellschaft mit Empörung und nicht mit Verständnis und Überlegungen, wie man diesen Witwen helfen könne. Hier unterschieden sich die Gemeinden nicht von ihrer Umwelt, ganz im Gegenteil! Die Äußerung Hörmanns macht deutlich, dass man besonders auf diesem Gebiet mit der Bibel „regeln“ wollte. Die Bibel sollte zum Rettungsanker im Sturm werden und wurde zu einem Regelwerk, sodass zuweilen Gemeindestunden Gerichtsverhandlungen glichen.

Manchmal wurden solche „Ehescheidungsangelegenheit“ dann auch unbewusst zum Anlass, andere, schwelende Konflikte auszutragen. Konfliktpotential schien es reichlich zu geben. Davon berichtet freimütig und unverblümt Arno Kallweit in seiner Schleswiger Chronik. Zwar meint er:

„Die Zerwürfnisgrenzen verliefen nun nicht mehr exakt zwischen der Schar »hiesiger« Geschwister und der Überzahl heimatvertriebener Gemeindeglieder. Diese Grenze war inzwischen teilweise überwunden. Dennoch war ein »Spaltpilz der Uneinigkeit« in der Gemeinde verblieben.“³⁶

Doch Kallweit deutet an, dass unbearbeitete Konflikte aus der Zeit der Naziherrschaft weiterwirkten. Das „Führerprinzip“, der Anspruch auf die Alleinherrschaft, und der Wunsch nach einem starken Mann überdauerten in manchen Seelen. Zuweilen traten darum selbsternannte Führer auf und da und dort kam es in Gemeinden zu eindeutigen Machtkämpfen. Manche Gemeindeleitungen gaben sich entschieden kämpferisch. In Schleswig kam es auf Grund der Konflikte zu Redeverboten und Hausverweisen.³⁷ Man wusste nicht, wie man sich den Machtansprüchen gegenüber verhalten sollte, wie man Machtkämpfe und Versuche zur Vorherrschaft zu kommen, begegnen könnte. Zu oft nahm man den hingeworfenen Fehdehandschuh auf und es kam zu Gewinnern und Verlierern. Es war nicht klar, dass so manche „Verlierer“ des Krieges, unbedingt auf der Siegerseite stehen, auf alle Fälle nicht wieder verlieren und ausgestoßen werden wollten. Gemeindeleitungen sahen nicht, dass man mit diesen Kämpfen sehr oft das Leid vergrößerte. Aber es war auch da und dort eine Überforderung, wenn sich krankhaftes Machtstreben – oft getarnt mit frommen Masken - in den Gemeinden auszubreiten und sich der arglosen Seelen zu bemächtigen versuchte. So manche Gemeinde zerbrach daran oder verlor viele emsige Mitglieder. Wieder dominierten Verlusterlebnisse. Manchmal gingen die Risse mitten durch Familien. Manche christlichen Familien erwiesen sich eben nicht als Hort der Geborgenheit.

Auf der anderen Seite nahm man oft nicht das verborgene Leid wahr. Bei Scheidungen beispielsweise wurde nach Schuld gefragt und man sah sie als Sünde an. Mancher Seelsorger wurde so zum Richter und Rächer; mancher Hirte wurde zu einem „Schäferhund“, der die „Wölfe im Schafspelz“ zu erkennen meinte und sie herausbiss. Dazu kam, dass etliche Prediger durch den militärischen Drill und ihre Kriegserfahrungen ebenfalls traumatisiert waren. Jeder Bedrohung war man bisher durch künstliche Stärke und innere Verpanzerung entkommen. Unbewusst stemmten sie sich gegen jedes weitere, ihnen bedrohlich erscheinende Leid, und waren so zu tiefem Mitleid nicht fähig. Die Traumatisierten waren sowieso von vielen Ängsten bewegt, auch Ängste vor allem Neuem

³⁴ W. Hörmann, Auch diese Zeit, S. 79f.

³⁵ Florian Huber, Hinter den Türen, S. 69ff.

³⁶ A. Kallweit, Schleswigs Baptistenchronik, S. 330.

³⁷ A. Kallweit, Schleswigs Baptistenchronik, S. 331.

und Unbekannten. Man wurde starr, selbstgerecht und unlebendig.³⁸ Das sah und hörte man besonders bei den Männern, denn die hatten bald wieder das alleinige Sagen in den Gemeinden. Die Männer waren damit wieder „im Krieg“ – nur auf einem anderen Gebiet und mit anderen „Waffen“. Sie kämpften gegen die Verwahrlosung und Sünde. Tröstung, Linderung und Heilung war dann ausgeschlossen. Ein Teil der Flüchtlinge verlor so durch die Gemeindegzucht wiederum eine Heimat, denn in der Regel bedeutete die Gemeindegzucht den Ausschluss aus der Gemeinde³⁹. Die Leidtragenden waren in der Regel wiederum die Frauen, die längst von Gewalt und Grausamkeit, Flucht und Vertreibung betroffen waren.⁴⁰

Ein Beispiel für die schwere Situation einer Frau in der Kriegs- und Nachkriegszeit findet man in den Schilderungen von Ruth Lammer geb. Kuhl⁴¹. Sie schrieb:

„Ich war verheiratet und fühlte mich auch verheiratet, ich meinte, jeder Mann müsste das auch respektieren und mich deshalb als ‚tabu‘ betrachten. Wie sehr sollte ich mich täuschen!“⁴²

Sie musste sich eindringlich wehren – zuerst gegenüber deutschen Soldaten! Ihre Schilderungen aber stießen bei ihrem Mann auf Misstrauen und Unglauben. Kein Wunder, dass ihre Ehe scheiterte. Als Predigerstochter war das für sie eine besondere Last.

Noch schwerer hatten es die Frauen, die sexuelle Gewalt von den Besatzungstruppen erlitten. Diese traumatischen Erlebnisse sind in der Nachkriegszeit nie zu einem Thema in der Seelsorge geworden. Es war mit zu viel Scham und Angst von Seiten der betroffenen Frauen besetzt und mit großer Hilflosigkeit auf Seiten der männlichen Seelsorger.

Marta Saretzki geb. Timm deutet diese schweren Übergriffe und sexuellen Misshandlungen in ihren Aufzeichnungen auch nur an, als sie mit 75 Jahren im Jahr 1952 ihre Erinnerungen aus den Jahren 1945 bis 1946 unter russischer und polnischer Herrschaft aufschrieb. Sie erzählt:

„Nach einer Weile brachte derselbe Soldat in einem Kochgeschirr noch heißen Kaffee ... Ich bat ihn, uns noch etwas Brot zu bringen, da wir Hunger hatten. Er machte ein gutmütiges Gesicht und winkte mir ‚Frau komm‘. Oh hätte ich seine Absicht geahnt! Tante Horn hörte mein Bitten und Weinen, wie er mich immer weiter vor sich herschob, bekam es mit der Angst und ging allein fort. Bald danach wurde auch meine um 10 Jahre jüngere Schwester Lenchen abgeholt. Wir setzten uns nachher jeder zu einer Seite auf Mutchens Lager ... Wir konnten uns nur still ausweinen, fühlten uns so entwürdigt, entrechtet, ich fast 70 Jahre alt ...“⁴³

Diese hochtraumatisierten Frauen fanden keine oder nur unzureichende seelsorgerliche Hilfe und hatten es dann in ihren Ehen besonders schwer. Um die Situation einiger Maßen gerecht zu beurteilen, muss man auch festhalten, dass es keinerlei Ausbildung und Fachwissen auf diesem Gebiet für die Seelsorge gab. Den Willen zu helfen, kann man sicherlich den Gemeinden und ihren seelsorgerlichen Bemühungen nicht absprechen. Trotzdem war oft eine kompromisslose und damit auch lieblose Engführung in vielen Fällen wahrzunehmen – geschuldet auch der Hilflosigkeit. Darum

³⁸ Solche psychosozialen Reaktionen erlebten manche Gemeinden ein zweites Mal bei den Begegnungen mit Spätaussiedlern aus der Sowjetunion. Es gab wenige Spätaussiedler, die sich voll und ganz in die bestehenden Baptistengemeinden integriert haben. Nur einige Gemeinden fanden ein Gemeinschaftsmodell, das beiden Seiten entgegenkam. Oft waren beide Seiten, Einheimische und Zugezogene, zu Kompromissen nicht bereit.

³⁹ Hier wäre angezeigt, die Ausschluss-Zahlen in den Bundesstatistiken genauer zu untersuchen. Ich vermute einen Anstieg der Gemeindeausschlüsse. - Eine Schwierigkeit stellt sich dabei von vornherein: man unterschied bei den Zahlenangaben nicht zwischen Flüchtlingen und Einheimischen.

⁴⁰ Christian Graf von Krockow nennt sein Buch über die Flucht treffend „Die Stunde der Frauen“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

⁴¹ Ruth Lammer ist die Tochter des Baptistenpredigers Franz Kuhl und die Mutter von Pastorin Carmen Rossol.

⁴² Ein Auszug aus den Erinnerungen von Ruth Lammer befinden sich im Oncken-Archiv, den Carmen Rossol dem Archiv dankenswerter Weise zur Verfügung stellte.

⁴³ http://www.aefl.de/ordld/TgBh_Schreckenszeit/tagebuch/tagebuch.htm. – Ein ausgedrucktes Exemplar dieser Erinnerungen befindet sich im Oncken-Archiv.

ließen es die betroffenen Frauen oft auch nur bei Andeutungen und manchmal hatten sie gar keine Worte für ihr Leid.

Auf der anderen Seite aber halfen die Gemeinden sehr praktisch – besonders durch die Verteilung von Spenden aus dem Ausland. Da die äußere Not groß war, es fehlte nicht nur Wohnraum, sondern bereits Kleidung und Essen, erhielt zuerst einmal das Konsumverhalten ein überdimensionales Gewicht. Diese Not war aber zugleich auch Ausdruck eines emotionalen Hungers. Auch hier konnte man unmöglich aller Not begegnen und allen Bedürftigen gerecht werden. Vielfache Spannungen, Zwietracht und Neid waren unausweichlich. Nicht immer gelang es den Gemeindeleitungen, geeignete Armenpfleger und Diakone - wie schon damals in Jerusalem (Apg. 6) - einzusetzen.

Und man nahm auch die Not vieler Waisen und Vollwaisen wahr. Mehr als zwei Millionen Kinder waren vaterlos. Etwa eine Viertelmillionen Kinder waren ohne Eltern und bis zu 100.000 elternlose Kinder vagabundierten durch das Land. 1949 zählte man allein in den Westzonen anderthalb Millionen heimatvertriebene Jugendliche.⁴⁴ Darauf reagierten Gemeinden mit dem Angebot von Pflegefamilien und dem Aus- und Aufbau von Kinderheimen. Bereits 1946 gab es die „Kinderheimat“ in Plettenberg, das Kinderheim Obermühle, das Landheim Salem in Jesteburg und das Erholungsheim für Mädchen und Frauen in Schorborn.⁴⁵

Christliche Liebe beschränkte sich öfters auch hier nur auf die äußere Versorgung der Kinder mit Essen und Kleidung. Ansonsten herrschte in vielen christlichen Heimen und Familien „Zucht und Ordnung“. Damit herrschte weiterhin die Nazi-Erziehung.⁴⁶ Kindern wurde „Widerspenstigkeit und Eigensinn durch pädagogische Gewaltakte ausgetrieben“⁴⁷

Aus heutiger Sicht und mit dem dazugehörigen Abstand erscheinen manche dieser seelsorgerlichen und diakonischen Bemühungen wie Heilungsversuche von Splintern in den Augen der Leidenden, ohne die eigenen Balken im Auge wahrzunehmen. Über die Blindheit gegenüber den unmenschlichen Verbrechen und den eigenen vielfältigen Tatbeteiligungen herrschte in den Nachkriegs-Gemeinden zum großen Teil Stillschweigen. Manches Leid war wie ein Spiegel, dass deutsche Soldaten Jahre vorher bereits in anderen Ländern anderen Menschen angetan hatten. Doch gegen diese Spiegelung wehrte man sich. Meist lehnte man eine Mitschuld ab. Da man – im Bild gesprochen – die Spiegel verhängte, stellte sich Schuldbewusstsein kaum ein.

Nicht Schuldbekennnisse wurden angestrebt, sondern Rechtfertigungsberichte waren - wenn gefordert - an der Tagesordnung. Man argumentierte, wie es der damalige Bundesdirektor Paul Schmidt in seinem Rechenschaftsbericht 1946 auf der ersten Nachkriegskonferenz in Velbert vorexerziert hatte.⁴⁸ Man heischte Verständnis und erwartete Einfühlungsvermögen für das Handeln während der NS-Diktatur. Die Flüchtlingschicksale sah man nicht als Reaktion auf Gewaltverbrechen und Gräueltaten, die die eigenen Soldaten verübt hatten. Man wollte sich nicht vorstellen, dass die Wehrmacht Kriegsverbrechen aller Art betrieben hatte.

Wachstum der Gemeinden

Durch den gewaltigen Flüchtlingsstrom gab es ein großes Wachstum im BEFG. In manchen Gemeinden wurde ein enormer Mitgliederanstieg registriert. Hier einige Beispiele: Die

⁴⁴ Florian Huber, Hinter den Türen, S. 191.198.

⁴⁵ Anschriftenverzeichnis des BEFG 1946, S. 11.

⁴⁶ Es ist die Kindererziehung einer Johanna Haarer, wie sie Sabine Bode in ihrem Buch „Die vergessene Generation“ und Ingrid Müller-Münch in ihrem Werk „Die geprügelte Generation“ beschreiben.

⁴⁷ I. Müller-Münch, Die geprügelte Generation, S. 60.

⁴⁸ Siehe: Paul Schmidt, Unser Weg als Bund EFG in den Jahren 1941 – 1946. Oncken Verlag, Stuttgart 1946; wieder abgedruckt in: R. Fleischer, Streit (Baptismus-Dokumentation 4), 2014, S. 63-78; vgl. dazu Andrea Strübind, Die unfreie Freikirche, Neukirchen-Vluyn 1991, S. 302-311.

Baptistengemeinde Celle wuchs von 11 Mitglieder auf 372⁴⁹, d.h. die Einheimischen waren in der absoluten Minderheit. - In der Baptistengemeinde in Lübeck stieg von 1944 – 1947 die Mitgliederzahl von 107 auf 502. - In der Gemeinde München verdreifachte sich die Mitgliederzahl auf 700, d.h. auf einen Einheimischen kamen zwei Flüchtlinge.

Es wäre interessant herauszufinden, wie die Gemeindeleitungen auf dieses Geschehen reagiert haben. Empfanden sie es mehr als eine Überfremdung oder begrüßten sie den Zuwachs und sahen es als große Chance für ihre Gemeindegemeinschaft? Von den innergemeindlichen Integrationsbemühungen ist beispielsweise aus der Gemeinde Hildesheim zu hören. Sie plante 1947 „Heimattage“ für die Flüchtlinge, um sie „innerlich in der Gemeinde [zu] verankern“.⁵⁰

Das Wachstum der Gemeinden war vor allem durch viele sog. Stationen, das waren zusätzliche Predigtplätze mit Bibelstunden, Chören, Kinder- und Jugendstunden, Frauen- und Seniorenkreisen. Manchmal gab es aber auch nur ganz kleine Hauskreise an vielen umliegenden Orten. Das lag daran, dass die Flüchtlinge und Vertriebenen besonders auf das Land verteilt wurden, weil in den Städten die Wohnungsnot durch die Bombenschäden viel größer war.

Ein paar Beispiele: Die Gemeinde Tübingen berichtet, dass auf 8 Landkreise verteilt in 65 Ortschaften 420 Gemeindeglieder wohnten.⁵¹ 1947 heißt es von der Gemeinde Braunschweig, dass sich die Arbeit auf über 60 Ortschaften ausgebreitet hat.⁵² Über Hildesheim wurde berichtet: „In 50 Dörfern wohnen Gemeindeglieder, zumeist Ostgeschwister.“⁵³

Wenn man bedenkt, dass die Prediger, Gemeindegewerkschaften und Gemeindegewerkschaften fast alle Besuche zu Fuß oder mit einem Fahrrad bei Wind und Wetter machten, ahnt man, was in dieser Zeit für den Gemeindeaufbau geleistet wurde.

Ein weiteres Wachstum gab es durch viele Täuflinge. Günter Balders schreibt in seinem Jubiläumsband „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“:

„Nie zuvor und seitdem noch nicht wieder hat es in der Geschichte der deutschen Baptisten solche Zugänge durch die Taufe gegeben: 1946 - 1950 nahezu 30 000. Allein 1948 wurden 7.456 Menschen getauft.“⁵⁴

Im Jahr 1949 hatte die Gemeinde Düsseldorf beispielsweise 41 Taufen. D.h. man feierte - bis auf 11 Sonntage - jeden Sonntag in Düsseldorf einen Taufgottesdienst! Von Hildesheim wird berichtet: „Das Jahr 1949 brachte 19 Taufen.“⁵⁵ Hier gab es demnach monatlich wenigstens einen, meist aber sogar zwei Taufgottesdienste.

Robert Leo Kluttig, selbst Vertriebener aus der Gemeinde Porozow und von 1945 bis 1956 in Lüchow-Dannenberg als Prediger angestellt, schreibt, dass er in dieser Zeit „etwa 250 Gläubige“ taufte.⁵⁶ Wer kann das noch heute von sich sagen?

Aufschlussreich finde ich die Bemerkung in einer Festschrift der Gemeinde Oldenburg. Dort ist zu lesen:

„Unter den auffällig vielen Taufbewerbern waren 1949 überwiegend Jugendliche aus Flüchtlingsfamilien ...“⁵⁷

⁴⁹ EFG Celle, FS, 4.

⁵⁰ Bericht von der Vereinigungs-Konferenz Niedersachsen-Ost in Herford am 31. Mai und 1. Juni 1947, S. 4.

⁵¹ FS Einweihung der Kreuzkirche, 1962, 16. und 17. Innenseite.

⁵² Bericht von der Vereinigungs-Konferenz Niedersachsen-Ost in Herford am 31. Mai und 1. Juni 1947, S. 3.

⁵³ Bericht von der Vereinigungs-Konferenz Niedersachsen-Ost in Herford am 31. Mai und 1. Juni 1947, S. 4.

⁵⁴ Balders, Ein Herr, S. 128; vgl. Giebel, Glaube, S. 250.

⁵⁵ Jahrestagung der Vereinigung Niedersachsen-Ost am 2. und 4. Juni 1950 in Bad Oeynhausen, S. 3.

⁵⁶ R. Kluttig, Geschichte, S. 332.

⁵⁷ EFG Oldenburg, FS 1987, 150 Jahre, S. 43. – Eine ähnliche Äußerung findet man im Bericht der Vereinigung Niedersachsen-Ost von 1947: „Der starke Andrang auf den Jugendtagen, der Hunger nach dem evangelistischen Wort, die vielen Bekehrungen und Taufen und das starke Wachsen der Gemeinden sind vorwiegend darauf [auf den „Passionsweg“ der Vertriebenen] zurückzuführen.“ (S. 2).

Damit erfährt man etwas von der Integrationsleistung der Flüchtlinge. Wer sich taufen ließ, gehörte zur Gemeinde, war voll anerkanntes Mitglied. Unter den jugendlichen Flüchtlingen bestand sehr stark der Wunsch und Wille dazuzugehören, also nicht mehr fremd, nicht Außenseiter zu sein. Darum waren sie stärker ansprechbar beim Aufruf zur Bekehrung, zur Umkehr aus ihrem bisherigen Leben, das bis dahin aus dem Glauben an die nationalsozialistische Propaganda bestand. Sie wandten sich zu einem Leben voller neuer Zuversicht, Hoffnung, Gewissheit und Sicherheit in den baptistischen Gemeinden.⁵⁸

Andere Jugendliche hatten beeindruckende Erfahrungen während der Kriegszeit, auf der Flucht und bei der Vertreibung gemacht, so dass sie sich nicht erst nach einer Evangelisation oder einer Freizeit zur Taufe meldeten.⁵⁹ Sie hatten ganz persönlich unter den Eindrücken der Flucht und Vertreibung Gott erlebt. Einen bemerkenswerten Bericht über das Leben eines Jugendlichen aus einer baptistischen Familie während der Kriegs- und Nachkriegszeit gibt Reinhold Kerstan in seinem Buch „Ein deutscher Junge weint nicht“, 1981.

Bereits im ersten „Bundesbrief für die EFG im Westen Deutschlands“ vom 25. Juni 1945 weisen die beiden Bundesleitungsmitglieder W. Vogelbusch und W. Riemenschneider auf den Missionsauftrag Jesu. Als Konsequenz aus der totalen Niederlage des Dritten Reiches und dem Offenbarwerden der Gräueltaten des Naziregimes gab es für sie Evangelisation und Mission. So liest man:

„Als Gemeinde möchten wir nach wie vor einzig Botschafter sein an Christi Statt: ‚Lasset Euch versöhnen mit Gott‘ Der Herr hat uns in diese Stunde geführt.“⁶⁰

Dazu muss man wissen, dass bereits im Sommer 1948 die „Bruderhilfe“ drei Missionszelte, die aus der USA und der Schweiz gespendet wurden, dem BEFG zur Verfügung stellte. Sie wurden sofort landesweit genutzt und besonders in den Städten außerordentlich gut besucht. 1949 kam ein weiteres Zelt hinzu.⁶¹

Einen bezeichnenden Bericht fand ich hierzu in der Festschrift der Gemeinde Meerholz:

„Die erste Zeltevangelisation veranstalteten wir im Herbst 1949: Einige Jugendliche von uns waren auf einer Zeltfreizeit im ‚Hirschgarten‘ bei Bad Homburg. Man überlegte dort, was man als Jugend evangelistisch tun könnte, mit dem Ergebnis, daß Janny Pfeifer [Jugend- und Chorleiter der Gemeinde Meerholz] sich mit dem Bürgermeister Wagner in Verbindung setzte, der uns auch tatsächlich einen Platz am Schießhaus zur Verfügung stellte, um dort Zelte aufzubauen. Am Ende der Freizeit im Hirschgarten zog also die ganze Mannschaft nach Meerholz, um hier eine Jugendwoche durchzuführen. Dabei waren Wilhard Becker, Pastor Walter Berger, die Jugendschwester Ruth Osthoff samt zwei weiteren Mitarbeitern, die mit unserer Jugendgruppe aus Hanau und Meerholz diese Arbeit durchführten [...] Diese Evangelisation war der Start für die ‚Ruferarbeit‘, die Wilhard Becker nur wenig später ins Leben rief.“⁶²

Wie gut die Integration jener bekehrten und getauften Flüchtlings-Jünglinge verlief, zeigt, dass einige später in leitenden Positionen des BEFG anzutreffen waren.⁶³ Ich nenne nur einige Namen: Eckhard

⁵⁸ Was man in jenen Nachkriegsjahren verkündigte und wie man evangelisierte, kann man in den von Hans Metzger herausgegebenen Schriften lesen; z.B.: „Wunder Gottes in der Zeltmission“; „So kamen sie zu Jesus“ und „Wie werde ich meines ewigen Heils gewiß?“.

⁵⁹ Vgl. dazu den Bericht von Eckhard Schaefer über seine Bekehrung und Taufe in: Klaus Rösler, Alles dient zum Besten, S. 43-46.

⁶⁰ Zitiert in Giebel, Glaube, S. 246.

⁶¹ Mitteilungen aus der ‚Bruderhilfe‘, Juli 1949, S. 3-6.

⁶² EFG Meerholz, FS 50 Jahre, S. 25f.

⁶³ Ein Phänomen der Integration, das wir auf politischer Ebene mit Angela Merkel und Joachim Gauck wiederum erleben. – Übrigens: Die Vorfahren mütterlicherseits von Angela Merkel stammen auch aus dem Gebiet jenseits der Oder und Neiße (siehe: A. Kossert, Kalte Heimat, S. 323).

Schaefer, Manfred Sult, Wolfgang Lorenz, Siegfried Kerstan, Edwin Peter Brandt, Siegfried Großmann. Sie alle sind in Orten östlich von Oder und Neiße geboren.⁶⁴

Gemeinde-Neugründungen

Zu diesem Wachstum im BEFG gehören auch die beachtlich vielen Gemeinden, die nach 1945 innerhalb der vier Besatzungszonen gegründet wurden. Allein bis 1950 gab es 45 Gemeinde-Neugründungen.⁶⁵ Davon waren die meisten durch Flüchtlinge und Vertriebene entstanden.

Es gab auch einige wenige Gemeinden, die durch den Zuzug der Flüchtlinge und Vertriebenen erneut gegründet wurden (z.B. Jever, Urbach und Waren). Einige waren Stationen, also Tochtergemeinden, die nun durch den Zuzug vieler Flüchtlinge und Vertriebenen, so stark anwuchsen, dass sie in kurzer Zeit ihre Selbständigkeit erlangten (z.B. Jena und Marl). Wieder andere brauchten bis zur Selbständigkeit viele Jahre, waren aber seit ihrem Bestehen sog.

Flüchtlingsgemeinden (z.B. Borkenbestand seit 1946, erreichte aber erst 1987 die Selbständigkeit).

Besonders im Süden und Norden Deutschlands gab es Gemeinde-Neugründungen an Orten, an denen es bis dahin keine Baptistengemeinden gab (z.B. Tuttlingen, Bamberg und Greifswald).

Es gab sogar Baptisten-Gemeinden an Orten, die Ortsneugründungen durch Flüchtlinge waren, sog. Flüchtlings- oder Vertriebenenstädte. Hier sind die Gemeinden in Espelkamp⁶⁶, Geretsried, Kaufbeuren-Neugablonz und Waldkraiburg⁶⁷ zu nennen. Die Baptisten-Gemeinde in Espelkamp kann sogar von sich sagen, dass sie älter als die Stadt ist. Denn ihre Gründung fand bereits 1946 statt, während die Stadt selbst erst 1959 Stadtrecht erhielt. Der Ort Neugablonz entstand auf den Trümmern eines Rüstungsbetriebes, der von Sudetendeutschen aus Gablonz gegründet wurde. In Kaufbeuren-Neugablonz traf sich aber erst in den 1960er Jahren eine kleine Gruppe von Baptisten, die 1993 eine selbständige Gemeinde im BEFG wurde.

Auch sonst gab es noch einige bemerkenswerte Gemeindeneugründungen. Die Gemeinde Lüchow wurde beispielsweise von Flüchtlingen aus Wolhynien, besonders aus Porozow, gegründet. In einer Festschrift der Gemeinde liest man:

„Im Okt. 1945 sammelten sich einige Brüder zu einem provisorischen Vorstand. Sie behandelten den Gedanken der Gemeindegründung und fassten den Beschluss, daß alle Brüder, die in der Heimat im Vorstand der Gemeinde dienten, auch hier dazugehören sollten. Br. Robert Kluttig [der bereits in Porozow der Prediger war] wurde zu ihrem Prediger bestätigt ...“⁶⁸

Bedeutsam ist der frühe Zeitpunkt, an dem diese Flüchtlinge bereits erste Schritte für eine Gemeinde-Gründung unternahmen. In jenen Tagen hofften noch viele Flüchtlinge und Vertriebene wieder in die alte Heimat zurückzukönnen! Man entdeckte aber bald weitere baptistische Flüchtlinge und Vertriebene aus allen möglichen Regionen des Ostens und knüpfte zu ihnen Kontakt. 1947 hatte die Gemeinde Lüchow dann bereits die Mitgliederzahl von 300 überschritten.

Die bereits erwähnte Gemeinde in Meerholz wurde von Vertriebenen aus der ungarischen Stadt Bonyhard gegründet. Diese Ungarn-Deutschen wurden 1946 - im Vergleich zu anderen Vertreibungen - relativ menschenfreundlich ausgewiesen. Sie kamen in geordneten Transporten in Deutschland an und wurden u.a. im Landkreis Hanau (Hessen) verteilt. Die EFG Hanau und besonders ihr Prediger Friedrich Malessa kümmerten sich rührend um sie. Malessa setzte sich eines Tages mit dem Landrat in Verbindung und warb darum, diese baptistischen Vertriebenen an einem Ort

⁶⁴ Siehe dazu den Artikel von Klaus Rösler: „Faszination Ostpreußen“, in: Die Gemeinde, 23/1999, S. 4f.

⁶⁵ Balders, Ein Herr, 126. 304-309. - Auch hier benötigen wir weitere Forschungen.

⁶⁶ Zu Espelkamp siehe auch Joachim Schöps, „Die Bauern werden euch mit Heugabeln verjagen“, in: S. Kogelfranz (Hg.), Die Vertriebenen, S. 48.

⁶⁷ Zu Waldkraiburg siehe auch Joachim Schöps, „Die Bauern werden euch mit Heugabeln verjagen“, in: S. Kogelfranz (Hg.), Die Vertriebenen, S. 44.52.56.59f.66.68.70-73.

⁶⁸ Unter seinen Fittichen. 25 Jahre EFG Lüchow 1947 – 1972, S. 7; vgl. R. Kluttig, Geschichte, S. 332.

anzusiedeln. Auf Vorschlag des Landrates wurde Meerholz der Sammelpunkt für 14 Familien aus Bonyhard, die daraufhin weitere Bonyharder sogar aus Württemberg nach Meerholz holten. Erst 1989 wurde diese Gemeinde selbständig. Bis dahin war sie eine Station von Hanau und doch eine echte Gemeinde-Neugründung durch ungarndeutsche Flüchtlinge, sog. Donau-Schwaben.⁶⁹

Manche der Flüchtlingsgemeinden blieben vor Ort eine fromme Insel. Ihr Bemühen ging nur um die Bewahrung und Erhaltung. Sie blieben ein ständig fremdes Gebilde in ihrer Umgebung. Im Grunde genommen, vermochten diese Gemeinden ihr Flüchtlings- und Fremdendasein nie überwinden. Der göttliche Ruf: „Suchet der Stadt Bestes“, der den biblischen Flüchtlingen in Babylon entgegenschallte, hat ihr Herz nicht bewegen können. Ihr Herz bewegt Angst, sie fühlen sich von ihrer Umwelt bedroht. Ihre Mentalität blieb und so sind diese Gemeinden auch bis heute nicht anziehend für die Alteingesessenen. – Welche dieser Gemeinden gibt es inzwischen auch nicht mehr, weil sie sich ihr eigenes Grab gegraben haben?

Gemeinde-Erlebnisse der Flüchtlinge und Vertriebenen

Obwohl der BEFG durch so viele Flüchtlinge und Vertriebene geprägt und gestaltet wurde, hat es bis heute kaum umfangreichere Veröffentlichungen über das Erleben dieser Gemeindeglieder gegeben. Einige Gemeinden gaben in ihren Festschriften kurze Erlebnisberichte von geflüchteten Mitgliedern wieder.

Einen, wie ich vermute, typischen Bericht fand ich in einem Vortrag zur 100-Jahr-Feier der EFG Elmshorn. Dort kommt eine Schwester zu Wort:

„In Elmshorn war unsere Flucht zu Ende. Zu Ende die abenteuerliche Fahrt unter Tieffliegerbeschuss – zu Ende die Angst, doch noch von den Russen erwischt zu werden, zu Ende aber auch die Hoffnung, in Hamburg die Rückkehr in die Heimat abwarten zu können. Wir waren in der Fremde, im Elend. Die Dialekte um uns fremd, die Menschen fremd, die Verhältnisse, ach wie fremd! Aber dann kam der Sonntag. Und wir kamen in die Gemeinde [Elmshorn mit der damaligen Adresse] Osterfeld 1. Das war zwar auch nicht die große Kapelle wie zu Hause, aber es war die gleiche Atmosphäre: die gleiche Gottesdienstordnung, die gleichen Lieder, die gleiche Gebetsgemeinschaft. Die Geschwister waren zwar nicht die gleichen, aber doch Geschwister gleichen Glaubens, mit gleichen Erfahrungen und größtenteils auch in der gleichen Not wie wir. Wie machte das alles die Fremde leicht. In der Gemeinde fanden wir ein Stück Heimat wieder.“⁷⁰

Ein Gemeindeglied aus der Gemeinde Oldenburg schrieb zu den Berichten:

„Beim nochmaligen Lesen fiel mir auf, daß die Erinnerung doch einiges ‚verschönt‘, so leicht wie gelegentlich erzählt, ging die Integration nicht. – Ein Aspekt kommt überhaupt nicht ins Blickfeld ... Ehen zwischen Flüchtlingen und Einheimischen, Witwen / Witwer, Kinder dieser Ehen, Frömmigkeitsprägungen, Erziehungsstile ...“⁷¹.

Es hat also auch in den Gemeinden Spannungen zwischen Einheimischen und Flüchtlingen gegeben, aber auch unter den Vertriebenen selbst gab es Konflikte.

Sicherlich fanden viele baptistische Flüchtlinge und Vertriebenen in den neuen Gemeinden viel Vertrautes und damit auch Heimatliches wieder. Waren die aufnehmenden Gemeinden in ihrer

⁶⁹ Weitere Gemeindegründungen durch Ungarn-Deutsche gab es in Bissingen [Gemeindegründung Bietigheim-Bissingen: 1979] und in Tübingen.

⁷⁰ Elmshorn, Vortrag 100 Jahre, 1966, S. 15f. – Ähnliche Berichte finden sich in der Festschrift der Gemeinde Oldenburg (FS 150 Jahre Oldenburg, S. 39ff). Auch der Prediger Wilhelm Hörmann (†18. 10. 1999) berichtet mit fast gleichen Wendungen sein Erleben in dem Buch „Auch diese Zeit ist Gottes Zeit“: „Man war glücklich, nach den Zeiten der Entbehrung und des Umherirrens, seine Gemeinde wiedergefunden zu haben. Die geliebte ‚Glaubensstimme‘, allen gleichermaßen vertraut, der seit Kindesbeinen gewohnte Ablauf der Gottesdienste, der Predigtstil – mit einem Wort, das Baptistische war spürbar, erfreute, gab Heimatgefühl.“ (S. 43).

⁷¹ Brief von W. Hofmann am 24.1.16 an H. Wahl.

Mitgliederzahl größer als die Zahl der Flüchtlinge, fanden sie eher Fürsorge und Hilfe. Traf aber eine Mehrzahl mittelloser, hungriger Flüchtlinge und Vertriebene auf eine kleine Gemeinde, waren die Hilfeleistungen schnell an ihre Grenzen gekommen. Mit Unterstützung der „Bruderhilfe“ allerdings leisteten manche kleinen Gemeinden wirklich beachtliche Liebesdienste, die nicht nur den Brüdern und Schwestern, sondern vielen anderen Bedürftigen zu Gute kamen.

Strukturelle Veränderungen in den Gemeinden

Das enorme Wachstum vieler Gemeinden machte Probleme. Dazu kamen die Kollateralschäden und durch die Zwangseinweisungen der Flüchtlinge auf kleine Orte und Dörfer eine weitverstreute wohnende Mitglieberschar.

Von der EFG Hannover, Walderseestraße, liest man:

„Die große Anzahl, ihre unterschiedliche Herkunft und die über ein weites Gebiet verteilten Versammlungsorte [bedingt durch die Flüchtlingsströme] fordern von den Verantwortlichen enorme Kraftanstrengung, Leitungs- und Kommunikationskompetenz.“⁷²

Arno Kallweit schreibt von der Gemeinde Schleswig, in der nur noch 25 % der Mitglieder aus Schleswig stammten:

„Es entstanden ‚Gott sei Dank‘ sehr schnell Verflechtungen mit den gastgebenden Geschwistern. Dennoch trug jeder einzelne ‚Neue‘ das Bild seiner alten Heimatgemeinde im Osten in seinem Herzen. ... Jeder Gemeinde hat ihren eigenen ‚Stallgeruch‘. Daher entstanden Wünsche, manchmal auch Bestrebungen, dieses ‚Bild aus dem Osten‘ in irgendeiner Weise in der neuen Heimatgemeinde wiederfinden zu können. ... Nicht mehr die bloße Integration als Aufgabe, sondern das Zusammenfinden, das sich Zusammenschließen der Geschwister, war nunmehr die große Herausforderung für die Gemeinde.“⁷³

Mit diesen Äußerungen werden nur ganz vorsichtig Schwierigkeiten angedeutet. Kallweit schildert alsdann die Spannungen in der Gemeinde Schleswig, die sich besonders in den Wahlen zur Gemeindeleitung zeigten.

Etwas deutlicher, wenn auch wiederum nur in Andeutungen, schrieb Wilhelm Hörmann in seinem Lebensbericht über die Gemeinde Augsburg:

Dass „dem schwäbischen Baum inzwischen Zweige aus Königsberg, Küstrin, Berlin und Constanta am Schwarzen Meer eingepfropft“ wurden. „Aus Polen, der Tschechoslowakei, Rußland, dem Baltikum kamen weitere herzu, und jedes Mal war’s ein neuer Impuls, eine Stimme, ein Gewicht, ein Farbtupfen, die sich im Ganzen bemerkbar machten, zur Bereicherung beitrugen, nicht selten auch zur Verstärkung unausbleiblicher Spannungen.“⁷⁴

Freimütiger berichtet die EFG Schöningen in ihrer Festschrift zum 75jährigen Jubiläum von Spannungen, die durch den Flüchtlingsstrom entstanden und sich ebenfalls in der Wahl zur Gemeindeleitung zeigten:

„War die Gemeinde zuvor sehr mit sich selbst beschäftigt, so stellte sich ihr mit den Flüchtlingsstrom eine dringliche Aufgabe. Die vielen Heimatlosen mußten ... betreut werden. ... Mit den Flüchtlingen kam viel Armut ... Aber die Menschen kamen auch mit ihrem Reichtum an Erfahrungen im Glauben und in der Gemeindegarbeit. Das wirkte sich aus.“⁷⁵

1946 erfolgte dann eine grundlegende Neuorganisation der Gemeinde. So heißt es dann:

„Jetzt hatten erstmalig auch Flüchtlinge eine Chance, in die Gemeindeleitung gewählt zu werden.“⁷⁶

⁷² EFG Hannover, Walderseestraße, FS, S. 28.

⁷³ A. Kallweit, Schleswigs Baptistenchronik, S. 321.

⁷⁴ Hörmann, Auch diese Zeit, S. 43.

⁷⁵ EFG Schöningen, FS 1995, 75 Jahre, 73f.

⁷⁶ EFG Schöningen, FS 1995, 75 Jahre, S. 77.

Das Ergebnis war: Von den acht Leitungsmitgliedern waren vier Einheimische. Es kam aber auch zu erheblichen Spannungen zwischen dem Prediger und der Gemeindeleitung. Und man hört auch noch von einem weiteren Krisenherd. Die Station Helmstedt wurde immer selbständiger und man entfremdete sich. Es drohte eine Spaltung. 1949 wurde der Leiter und Kassierer (von der Muttergemeinde Braunschweig) wegen „sittlichen Verfehlers“ sogar ausgeschlossen.⁷⁷

In der Gemeinde Oldenburg versuchte man von vornherein Folgendes:

„Um den Geschwistern aus den östlichen Gemeinden von Seiten der Gemeinde besser beistehen zu können, sie besser kennenzulernen und mit ihnen Gemeinschaft zu pflegen, veranstaltete man auf Vorschlag von Bruder Otto Ehlert einen ‚Sonntag der Gemeinschaft‘. Nach kurzer Predigteinleitung wurde das Wort freigegeben, damit möglichst viele Flüchtlingsgeschwister Zeugnis von ihrer besonderen Gotteserfahrung geben konnten. Für die Oldenburger und etwa 100 Vertriebenen war das in der gefüllten Kapelle ein gesegneter Tag.“⁷⁸

Ähnliche Vorhaben sind vermutlich auch an anderen Gemeindeorten gestartet worden. Von Hildesheim heißt es:

„Heimattage sollen die Zugezogenen innerlich in der Gemeinde verankern.“⁷⁹ Sie sollten heimisch werden, sollten das Gefühl des Dazugehörens erhalten. Doch bei Vertriebenen und Flüchtlingen ist das ein hohes Ziel, weil deren vorherrschendes Gefühl eine sog. „Wurzellosigkeit“ ist.⁸⁰

Sicherlich berichteten die neuen Gemeindeglieder an den „Sonntagen der Gemeinschaft“, der „Heimattage“ von wunderbaren Bewahrungen, die sie erlebt hatten. Doch neben dem Erleben der Rettung gab es in ihnen einen „unbewältigten Schmerz“, wie Kossert es nennt. Vorherrschend war gewiss in solchen Veranstaltungen eine Bewahrungs- und Retter-Theologie à la Mose (Ex. 2) oder in der Art des Durchzugs durch das Schilfmeer (Ex. 13,17-14,31). Damit fand – sicherlich auch bedingt durch den Druck der Angleichung und Eingemeindung – eine Verdrängung der trotz des Glaubens vorherrschenden Ohnmachts- und Schuldgefühle, der Verzweiflung, der Angst statt. Jedenfalls fand ich in den wenigen veröffentlichten Lebensbildern von Flüchtlingen und Vertriebenen unserer Freikirche keine Klagen in der Weise der Klagepsalmen oder eines Hiob.⁸¹ Andeutungsweise liest man etwas von der beklagenswerten Not in dem Bericht über ein „Flüchtlingstreffen in Eutin i. Holstein“. Da heißt es über die Vertriebenen, die sich dort trafen und austauschten, daß sie

„einander hineinschauen [ließen] in Gottes wunderbares Führen durch das Dunkel der Flucht und der Heimatlosigkeit.“⁸²

War das nur unter den Betroffenen möglich? Denn auch hier wird zuerst das „wunderbare Führen“ Gottes genannt, ehe von dem von der verhängnisvollen „Heimatlosigkeit“ die Rede ist. Gerade aber diese Entwurzelung ist Antrieb, sich intensiv nach Gemeinschaft umzusehen.

Aus der Gemeinde München wird erzählt, dass bis 1949 allein 13 Stationen entstanden sind, die aber alle keinen Leiter hatten⁸³. Vielleicht war das sogar die Regel in Flüchtlingsgemeinden. Denn wer sich stets mit einer inneren Unsicherheit herumschlagen muss⁸⁴, übernimmt nicht eine Leitungs-

⁷⁷ EFG Schöningen, FS 1995, 75 Jahre, S. 75f.

⁷⁸ EFG Oldenburg, FS 1987, 150 Jahre, S. 42.

⁷⁹ Bericht von der Vereinigungs-Konferenz Niedersachsen-Ost in Herford am 31. Mai und 1. Juni 1947, S. 4.

⁸⁰ Zur Gefühlslage von Vertriebenen und Flüchtlingen siehe A. Kossert, Kalte Heimat, S. 323-335.

⁸¹ Außer den bereits genannten Lebensbildern von E. Schaefer, W. Hörmann und R. Kerstan gibt es noch das Buch von E. Rockel: Fröhlich, gläubig und vernünftig. WDL-Verlag, Berlin 2004. – Außerdem gibt es im Onckenarchiv aber auch Zeitzeugen-Interviews (Liste v. 24.11.2016: Nr. 12: Edwin Peter Brandt, Nr. 36: Siegfried Großmann, Nr. 76: Wolfgang Lorenz, Nr. 142: Manfred Sult, Nr. 118: Eckhard Schaefer).

⁸² Die Gemeinde 8/1947, S. 63.

⁸³ EFG München, FS 2002, S. 131f.

⁸⁴ Kossert schreibt treffend über sie: „In der Tiefe ihres Herzens sind sie stets fluchtbereit.“ (Kalte Heimat, S. 327).

und Führungsposition Und es gab reichlich traumatisierte Gemeindemitglieder in jener Zeit. Um ihnen gerecht zu werden, hatte man bestimmt nichts in der Zeit des Nationalsozialismus gelernt – ganz im Gegenteil! Hier galt, dass jeder Deutsche hart wie Kruppstahl und zäh wie Leder sein müsse. – Ein weiterer Grund, warum man Flüchtlinge kaum in Leitungspositionen in unseren Gemeinden nach 1945 fand, ist, dass die meisten Flüchtlinge Frauen waren, denen man damals noch keine Leitungskompetenz zutraute. Wenn man dabei aber bedenkt, dass fast ausschließlich diese Frauen die Flucht mit unbegreiflicher Energie und beeindruckender Cleverness meisterten, ist ihr Fehlen in Leitungspositionen aus heutiger Sicht mehr als verwunderlich. Die Männer kamen oft Jahre später erst aus der Gefangenschaft in den Gemeinden an und besetzten oft selbstverständlich und sofort die Leitungsgämter. Doch auch sie waren hoch traumatisiert und damit war ihr Handeln zuweilen unberechenbar.

Etwas anders verhielt es sich mit den Vertriebenen. Hier kamen oft schon ganze Familien und manchmal sogar eine gesamte Gemeinde in den Besatzungsgebieten an. So konnte es auch zu regelrechten „Übernahmen“ in bisher kleinen Gemeinden durch die mehrheitlichen Flüchtlinge kommen. Sie stellten dann den Gemeindeleiter, den Chorleiter, sogar ihren Prediger. Sie bestimmten das Gemeindeleben allein durch ihre Mehrzahl. So konnte es sein, dass die „Opfer“ zu „Tätern“ wurden. Dagegen lehnten sich da und dort die „Einheimischen“ auf. Sie waren nun die Fremden, die „Andersgearteten“. Zwar wünschten sich die einheimischen Mitglieder ein Gemeindegewachstum, aber dass das auch Veränderungen bedeutete, darauf war man nicht eingestellt. Das Beharrungsvermögen war groß und die Forderung an die „Fremdlinge“, sich ihnen anzugleichen, war dann naheliegend. Mit ihrer liebevollen Aufnahme verbanden sie oft unbewusst eine dankbare Anerkennung verbunden mit einer respektvollen Ein- und Unterordnung. Machtkämpfe waren dann unausbleiblich. Spaltungen drohten. Da und dort waren diese innergemeindlichen Spannungen – neben den politischen oder wirtschaftlichen - auch ein Grund für die Flüchtlinge und Vertriebenen, weiterzuziehen, sich anderwärts niederzulassen. So erlebten manche Gemeinden auch nach rasantem Wachstum eine beträchtliche Abwanderung.⁸⁵

Aber es gab in manchen Gemeinden auch trotz aller Spannungen ein gelungenes Zusammenleben. Die Gemeinde Wittstock war noch in den Jahren nach 1975 deutlich als eine Flüchtlingsgemeinde wahrzunehmen.⁸⁶ Sprachlich⁸⁷ und in ihren Frömmigkeitsstilen – man wurde umarmt und geküsst, man sang langsamer und bedächtiger - waren sie als Eingewanderte zu erkennen. In persönlichen Begegnungen kamen immer wieder die traumatischen Flucht- und Vertreibungserlebnisse zur Sprache.⁸⁸ Viele Mitglieder wohnten auf den umliegenden Dörfern und arbeiteten in der Landwirtschaft und nur wenige stammten aus Wittstock selber. Als Gemeinde- und Sonntagschulleiter, der von allen Mitgliedern hochgeschätzt wurde, hatte man aber einen Einheimischen gewählt.

Von Gemeinde Elmshorn ist zum Beispiel bekannt, dass sie zum Gemeindeleiter einen Mann wählte, der ein Flüchtling war.⁸⁹ Es wäre aufschlussreich, wahrzunehmen, wie viele Gemeinden sich einen neuen Leiter aus der Gruppe der Vertriebenen und Flüchtlinge wählten. Ich vermute, dass das nur in ganz geringem Maße geschah. Dazu waren die Neuankömmlinge zu arm, zu eingeschüchtert,

⁸⁵ Vergleiche in den Jahrbüchern des BEFG würden diese Wanderbewegungen aufzeigen.

⁸⁶ Ich habe von 1975 bis 1979 meinen Vikariatsdienst dort getan.

⁸⁷ Im Akzent und in der Sprachmelodie hörte man die auswärtige Herkunft; viele hatten in der Schulzeit auch eine andere Sprache (Polnisch, Russisch, Ukrainisch, ...) gelernt.

⁸⁸ Man berichtete mir beispielsweise von der Erschießung des Vaters vor den Augen der Frau und Kinder. Ich hörte von einer Frau, die als Säugling auf der Flucht ihre Mutter verlor und darum weder ihren eigentlichen Namen noch ihr Geburtsdatum kannte. Erlittene Vergewaltigungen bekam ich nur angedeutet.

⁸⁹ Elmshorn, Vortrag zum 100jährigen Bestehen, S. 5. – Die EFG Soest berichtet auch von einem Gemeindeleiter, der Flüchtling war.

zu fremd und oft mit der Aufgabe der Lebenssicherung zu sehr beschäftigt.⁹⁰ Anders hat es dagegen in der zweiten und dritten Generation ausgesehen. Die Jugendlichen und Kinder der Vertriebenen übernahmen oft unbewusst die Wünsche ihrer Eltern nach Anerkennung und Wiedergutmachung⁹¹ und strebten darum nach angesehenen Positionen auch in den christlichen Gemeinden.

Wie lange jedoch solche Integrationsbemühungen andauerten, erfährt man aus der EFG Lüneburg. Sie berichtet, dass bis 1961 die Gemeinde zwei getrennte Gemeinderegister zwischen Heimischen und Flüchtlingen führte und bis 1964 es getrennte Sterbe-Kassen gab.⁹² Hier wird offenbar, dass auch nach fast 20 Jahren noch längst nicht eine christliche Einheit von Einheimischen und Zugezogenen verwirklicht war. In der Organisationsstruktur gab es sehr wohl schwer überbrückbare Gegensätze. Und es geschah dann wohl immer wieder einmal die Benachteiligung der Fremden und ihre Ausgrenzung.

Vermutlich gelang aber die Integration in jenen Gemeinden am schwersten, in denen es mehr Flüchtlinge und Vertriebene als Einheimische gab. Die Furcht vor einer Überfremdung hat dort sicherlich manche Gemeindeleitung mehr beherrscht, als die Liebe zu den vielen fremden Brüdern und Schwestern.

Hinzu kam oft eine Schwierigkeit, die bei der Verteilung von Spenden der Bruderhilfe auftrat. Aus der EFG Chemnitz ist zu hören

„Wie schon aus biblischer Zeit überliefert, ging die Verteilung nicht ohne Neid und Streit vonstatten: „Leider lag die Verteilung ... zum größten Teil in den Händen der BfC-Brüder, was sich für die Baptistengemeinden nachteilig auswirkte“⁹³

Die EFG Bitterfeld berichtet:

„1947 gehen viele Lebensmittelspenden aus Amerika ein, die in der Gemeinde verteilt werden. Die Geschwister sind dafür sehr dankbar. Allerdings kommt es dabei vereinzelt auch zu Streitigkeiten und Missstimmungen.“⁹⁴

Auch aus der EFG Schöningen wird über die Verteilung von Sachspenden mitgeteilt:

„Das war eine Angelegenheit, die viel Vertrauen erforderte und viel Vertrauen strapazierte. Mehrfach musste der Verteilerausschuß neu besetzt werden, weil das Mißtrauen überhandnahm.“⁹⁵

Aber es gab auch theologische Spannungen, die in einem Bericht der Vereinigung Niedersachsen-Ost, die bereits 1947 „mehr Gemeindeglieder aus dem Osten“ in ihrem Gebiet als „alteingesessene“ hatte, hörbar wurden. Im Bericht der Vereinigung heißt es:

„Zwei geschichtliche Strömungen laufen zusammen, der ostwärtige und der norddeutsche Baptismus. Letzterer ist zuvor mit einem anderen Strom zusammengefloßen, dem Bund freikirchlicher Christen, der seinerseits auch zwei Ströme in sich vereinigt: Die Christliche Versammlung und die Offenen Brüder. Unter der zuchtvollen Leitung des Heiligen Geistes ist es uns unmöglich, traditioneller Liebhabereien wegen auseinanderzustreben, ... Der Mann der Straße hat nicht Verständnis für den Unterschied katholisch-evangelisch, am aller-wenigsten aber für Differenzen innerhalb einer Benennung. Deshalb ist unsere größte Sorge, alle Ströme in freier Entfaltung der Geistesgaben gemeinsam zu betten. Die Freiheit der christlichen Persönlichkeit und die freie Entfaltung der einzelnen Gemeinde müssen gewahrt bleiben. Wir

⁹⁰ Wie sehr auch Leitungspersönlichkeiten aus den vertriebenen Baptistengemeinden traumatisiert waren, deutet der Vereinigungsleiter der Vereinigung Niedersachsen-Ost mit den Worten an: „Fast alle aber sind durch ihren Passionsweg gelöst vom Vergänglichen und weit aufgeschlossen für die Wertbeständigkeit des Ewigen.“ (Bericht auf der Konferenz 1947, S. 2).

⁹¹ So bei Kossert, Kalte Heimat, S. 332f; sowie die Bücher von Sabine Bode (siehe Literaturverzeichnis).

⁹² EFG Lüneburg, FS 1969, S. 18.

⁹³ EFG Chemnitz, FS 1994, S. 63.

⁹⁴ EFG Bitterfeld, FS 1990, S. 69.

⁹⁵ EFG Schöningen, FS 1995, 75 Jahre, S. 75.

alle stellen uns darum nicht nur unter den ‚Geist des Glaubens und der Stärke‘, sondern auch unter den ‚Geist des Gehorsams und der Zucht‘. In vielen Einzelgesprächen und Beratungen mit den leitenden Brüdern versuchten wir, dieser vordringlichen Aufgabe zu dienen.“⁹⁶

Das Fazit der Münchner Gemeinde im Blick auf die Nachkriegsjahre lautet darum recht ehrlich:

„Wir haben nicht glänzend bestanden, aber wir durften immerhin bestehen.“⁹⁷

Verluste in den Gemeinden und im Bund

Beachtliche Verluste erlitten manche Gemeinden und der BEFG insgesamt aber erst ab 1949. Das lag zum einen an den seit 1949 gelockerten Einreisebedingungen der USA und Kanada.⁹⁸ Günter Balders schreibt, dass bis 1954 „über 5.000 Mitglieder und deren Kinder“ – besonders nach Kanada ausgewandert sind.⁹⁹ Von München liest man im Blick auf das Jahr 1949 und die folgenden Jahre:

„Im Schnitt zog es zwischen 50 und 70 Mitglieder pro Jahr in andere Regionen oder ins Ausland, meist in die USA oder nach Kanada“¹⁰⁰

In anderen Gemeinden zogen auch die Pastoren mit ihren Familien aus Deutschland weg.¹⁰¹ R. Kluttig, der Verfasser der „Geschichte der deutschen Baptisten in Polen“, wanderte wie manche anderen Baptistenprediger aus Polen und den Ostgebieten nach Kanada aus. Er beschreibt in kurzen Zügen das Erleben und Wirken der ausgewanderten Baptisten in Kanada.¹⁰²

Die größten Verluste erlitten in jenen Jahren die Gemeinden in der DDR. Die Gemeinde Bitterfeld berichtet, dass - besonders durch den 17. Juni 1953 - nahezu 90 Mitglieder die Gemeinde Richtung Westen verlassen haben.¹⁰³ Andere Gemeinden erlitten noch viel drastischere Verluste. Die Gemeinde in Schwerin beispielsweise, die noch 1950 über 1 000 Mitglieder hatte, musste feststellen, dass sie 1961 auf 440 Mitglieder geschrumpft war. Da erlebten manche Ostgemeinden erneute Traumatisierungen. Kam es doch vor, dass völlig unerwartet der Chorleiter oder sogar der Prediger im Sonntagsgottesdienst für immer fehlte. Ganz aktive Familienverbände kehrten dem Osten und damit ihrer Gemeinde den Rücken.

Aber auch westdeutsche Gemeinden erlitten Verluste durch den innerdeutschen Um- und Wegzug vor allem durch ehemalige Flüchtlinge. Davon berichtet wird im Jahrbuch 1949:

„Auch der Dienst der verantwortlichen Brüder und Schwestern für die Umsiedlung nach Süd-Baden und Süd-Württemberg stand unter dem Segen des Herrn. Auch hier galt es, manche Schwierigkeiten zu überwinden. Es ist jedoch in den meisten Fällen gelungen, unsere Geschwister in schon bestehende Gemeinden zu leiten oder so zusammenzufassen, daß nun neue lebensfähige Gemeinden entstanden.“¹⁰⁴

Etliche Flüchtlinge zogen nämlich in die Industriegebiete besonders ins Ruhrgebiet, weil sie dort Wohnung und Arbeit erhielten. Aus der Gemeinde Schleswig heißt es:

⁹⁶ Bericht von der Vereinigungs-Konferenz in Herford am 31. Mai und 1. Juni 1947, S. 2.

⁹⁷ EFG München, FS 2002, S. 131.

⁹⁸ Zur Geschichte und rechtlichen Situation der Nordamerika-Auswanderer siehe: A. Freund, Aufbrüche.

⁹⁹ Balders, Ein Herr, S. 127.

¹⁰⁰ München, FS, S. 132.

¹⁰¹ In Göttingen verabschiedete sich Pfingsten 1949 die Prediger-Familie Scherer, um nach Brasilien auszuwandern; Prediger Emil Lant und Familie zieht von Nürtingen in die USA. - „Von uns gingen folgende Brüder: ... Br. Zinser – Nienburg nach Kanada; Br. Haus – Nordhorn nach Südafrika.“ (Bericht von der Vereinigungs-Konferenz Niedersachsen-West in Oldenburg am 10. und 11. Juni 1950, S. 3) - Predigerfamilie Scherer gingen in den Missionsdienst nach Brasilien. Sie kehrten wieder zurück, waren dann u.a. in Hamburg-Bergedorf, im Ruhestand zogen sie nach Kanada. Sie kamen ursprünglich aus Jugoslawien. (Hinweis von Roland Fleischer).

¹⁰² R. Kluttig, Geschichte, S. 331-336.

¹⁰³ Bitterfeld, FS 1990, S. 69.

¹⁰⁴ Jahrbuch des BEFG 1949, S. 145f.

„Schon 1949 waren im Zuge der ‚Umsiedlungsaktion‘ auf einen Schlag 20 Geschwister aus St. Peter nach Baden abgewandert. ... Das Jahr 1950 brachte der Gemeinde allein durch Umsiedlungen in wirtschaftlich besser strukturierte Regionen, den höchsten Mitgliederschwund von insgesamt 108 Gemeindegliedern. Der Mitgliederbestand reduzierte sich von 325 auf nunmehr 239 Schwestern und Brüder.“¹⁰⁵

Einen weiteren Verlust, der aber nicht unmittelbar durch die Flüchtlingsbewegung verursacht war, erlitt der BEFG durch den Austritt etlicher Brüdergemeinden in den westlichen Ländern, während in der DDR die meisten Brüdergemeinden im Bund verblieben. Rolf Dammann notierte darüber:

„1949 verließen die ersten 25 BfC-Gemeinden den Bund.“¹⁰⁶

Günter Balders schrieb:

„Zählten bei einer Befragung Mitte 1949 noch 311 ‚reine‘ Brüderversammlungen mit fast 24 000 Mitgliedern zum Bund, so traten noch im gleichen Jahr weit mehr als 1/8 [also ca. 40 Gemeinden!] aus ...“¹⁰⁷

Insgesamt beschreibt Balders diese Austrittsbewegung mit folgenden Worten:

„Nach Kriegsende verringerte sich die Zahl der Bundesgemeinden aus der Brüderbewegung, denn einige davon, etwa 120 mit heute schätzungsweise 7 000 Mitgliedern, lösten die Verbindung und schlossen sich zu einem ‚Freien Brüderkreis‘ zusammen.“¹⁰⁸

Eine weitere Austrittsbewegung im Westen Deutschlands gab es durch die sog. Elimgemeinden.

Günter Balders bemerkt:

„Leichter zu beschreiben ist der weitere Weg der ehemaligen Elimgemeinden. Während sie in der DDR und besonders in ihrem ‚Stammland‘ Sachsen ihrer eigenen Tradition gemäß – mit eigenem Liederbuch! – innerhalb des Bundes weiterarbeiteten, traten sie in der Bundesrepublik mit einer Ausnahme (Hamburg-Harburg II) 1954 aus, um sich an der ‚Arbeitsgemeinschaft der Freien Christengemeinden‘ (heute: Bund Freikirchlicher Pfingstgemeinden) zu beteiligen.“¹⁰⁹

Doch bereits 1949 gab es eine Gemeinde, die ihren Prediger und einen Teil ihrer Mitglieder an den Pfingstbund verlor. Auf der Konferenz der Vereinigung Niedersachsen-West in Oldenburg wurde Folgendes berichtet:

„Die Gemeinde Walsrode, die sich vor Jahresfrist von der Gemeinde Nienburg trennte und um ihre Selbständigkeit bei uns nachsuchte, die ihr auch gewährt wurde, steht z. Zt. in einer ernsten Krise. In mehreren Sitzungen, an welcher der Unterzeichnete [?] teilnahm, gab es harte Auseinandersetzungen, in welchen es sich zeigte, daß Br. Lamb durch sein undurchsichtiges Verhalten viele Geschwister in Unruhe versetzt hat. Auf meinen Rat, sich nach einem anderen Platz umzusehen und die Gemeinde vor Zersplitterung zu bewahren, teilte er mir bald darauf mit, daß er seinen Austritt erkläre, und daß es zu einer Gründung einer ‚Freien Christengemeinde‘ (Pfingstgemeinde) gekommen sei. Etwa 50% unserer Mitglieder stehen nach wie vor treu zu Bund und Vereinigung, wir sind dabei diese Mitglieder neu zu sammeln und sie der Gemeinde Nienburg zuzuführen.“¹¹⁰

Auch auf das Schicksal einiger Mitglieder, die nach Chile auswanderten, will ich nur kurz verweisen. Unter ihnen befand sich eine größere Anzahl vormals Vertriebener, die mit Paul Schäfer und dem ehemaligen Gronauer Prediger und Bundesevangelisten Hugo Baar (1925-2001) und dem Hamburger Prediger Hermann Schmidt (1915-1996) 1961 die Colonia Dignidad gründeten. Aufschlussreich finde

¹⁰⁵ A. Kallweit, Schleswigs Baptistenchronik, S. 336.

¹⁰⁶ Rolf Dammann, Ein zweifacher Neuanfang: Baptisten im Nachkriegsdeutschland 1945-1955. (Folge 6/12: 175 Jahre Baptistengemeinden in Deutschland).

¹⁰⁷ Balders, Ein Herr, S. 139.

¹⁰⁸ Balders, in: Hans-Beat Motel, Glieder an einem Leib, S. 111.

¹⁰⁹ Balders, Ein Herr, S. 140.

¹¹⁰ Bericht von der Vereinigungs-Konferenz Niedersachsen-West in Oldenburg am 10. und 11. Juni 1950, S. 4.

ich, dass Schäfer den Siedlern ein „urchristliches Leben im gelobten Land“ versprach und eine angeblich drohende russische Invasion in Deutschland prophezeite, um Zögernde und Ängstliche umzustimmen. Und dies passte in die Gefühlslage traumatisierter Flüchtlinge. Davon ließen sich u.a. auch Mitglieder aus der EFG Gronau, einer typischen Flüchtlingsgemeinde, anstecken.¹¹¹ Aber auch Mitglieder aus Hamburg-Eimsbüttel, Salzgitter-Bad und Groß-Schwülper folgten Paul Schäfer nach Chile.

Flüchtlings-Treffen

Sobald es die Infrastruktur in Deutschland zuließ, gab es im staatlichen und auch kirchlichen Bereich Vertriebenentreffen. Man wollte sich sehen, die alten Verbindungen pflegen und leistete dabei unbewusst Trauerarbeit. Auch in baptistischen Kreisen fanden solche Treffen statt.

Nur aus den Jahren 1946 und 1947 gibt es Berichte von baptistischen Vertriebenentreffen. So fand am 30. Juni 1946 in Berlin-Schöneberg mit „etwa 300 heimatlose(n) Geschwister(n) aus Ost- und Westpreußen und anderen Gegenden“ ein „Flüchtlingsgottesdienst“ statt.¹¹² Am 24. und 25. August 1946 organisierte der Dirigent des Danziger Gemeindechores, Br. Ernst Scheffler, ein „Treffen der Danziger und Zoppoter“ in Hamburg. Etwa 130 Teilnehmer nahmen daran teil.¹¹³ In Herten trafen sich am Pfingstmontag, den 18. Mai 1947, baptistische Ostpreußen-Flüchtlinge.¹¹⁴ Vom 5. bis 6. Juni 1947 gab es in Eutin (Holstein) ein „Treffen der ehemaligen Marienburger und Elbinger Geschwister“¹¹⁵. In den ersten Augusttagen 1947 gab es ein Pommerntreffen in Hamburg.¹¹⁶ In Einbeck traf sich am 13. und 14. September 1947 der Männerchor der ehemaligen Gemeinde Lodz I, zu dem sich „Scharen von Angehörigen und Freunden des Chores“ eingefunden hatten. Der ehemalige Dirigent des Chores, Alfred Pohl, berichtete von dem Treffen u.a.:

„Nach den üblichen Begrüßungen verlas Br. Rist [der langjährige 1. Vorsitzende des Männerchores] den Arbeitsbericht des Männerchores, der zu Neujahr 1945 seinen letzten Dienst in der Gemeinde Lodz getan hatte. Herzbewegend war die Ehrung der Toten durch besonders ausgewählte Lieder. [...] Br. Gutsche [der ehemalige Lodzer Prediger Waldemar Albert Gutsche (1889-1973)] sprach dann von Herzen und zu den Herzen der großen Versammlung ...; und dann hatten wir die Freude, einer ermunternden Botschaft zweier Brüder zu lauschen, die wir gerade an diesem Tage unter uns begrüßen durften, und zwar von Dr. Lewis, dem Generalsekretär unseres Weltbundes, und Dr. Bell aus Paris, dem europäischen Vertreter der amerikanischen Missionsgesellschaft der nördlichen Baptisten. [...]“¹¹⁷

Ob es weitere Treffen dieser Art gab, war den folgenden Jahrgängen der baptistischen Zeitschriften nicht zu entnehmen. Ob dies allerdings ein Zeichen einer inzwischen gelungenen Integration in den aufnehmenden Gemeinden war, ist eher zu bezweifeln. Ich vermute, dass auf der einen Seite solche Treffen von politischer Seite zu schnell unter den Revanchisten-Verdacht geraten konnten und zum anderen die Vertriebenen mit überlebenswichtigen Aufgaben so sehr beschäftigt waren, dass man solche Treffen unterließ.

Diakonie

Bedingt durch die große Not in den Nachkriegsjahren wurden im BEFG viele neue diakonische Einrichtungen gegründet. Gab es bereits vor dem Krieg schon 39 diakonische Einrichtungen innerhalb des BEFG, so gab es – trotz Verlust einiger diakonischer Institutionen in Orten jenseits von Oder und

¹¹¹ SPIEGEL 46/1987. - Vgl auch Gronau, FS 1997, S. 47f.

¹¹² „Mitteilungen der EFG“ vom Juli 1946, S. 5.

¹¹³ Die Gemeinde 9/1946, S. 71.

¹¹⁴ EFG Herten, FS, S. 41.

¹¹⁵ Die Gemeinde 8/1947, S. 63.

¹¹⁶ Die Gemeinde, 1/1948, S. 7.

¹¹⁷ Die Gemeinde, 1/1948, S. 7.

Neiße - nach 1945 viele neue Heime und Institutionen. Sie wurden nicht nur von den sechs vorhandenen Schwesternhäusern, sondern auch von einzelnen Gemeinden oder neugegründeten Vereinen ins Leben gerufen. So gab es nach 1945 neugegründete Sozialwerke, Kindergärten, Erholungs-, Kinder-, Studentenwohn- und Altersheime. Außerdem arbeiteten einige Diakonissen und Diakone in Flüchtlingslagern - wie z.B. von 1946 bis 1950 in Friedland¹¹⁸ – mit anderen kirchlichen Vertretern zusammen.¹¹⁹

Einige auch recht kleine Gemeinden eröffneten Suppenküchen und verteilten Care-Pakete an bedürftige Flüchtlinge, Vertriebene, Ausgebombte, an Waisen und Witwen.¹²⁰

Man kann uneingeschränkt Astrid Giebel zustimmen, die von „diakonischen Aufbrüchen“ innerhalb des BEFG schreibt.¹²¹

Besonders die Hilfen der ausländischen Baptistengemeinden, des Weltbundes der Baptisten und einzelner ausländischer Brüdergemeinden müsste ein eigenes Kapitel gewidmet werden. Sie haben beachtlich Gutes getan, das nicht nur durch die sog. Care-Pakete in Erinnerung blieb. Zugleich haben sie dafür gesorgt, dass man die Freikirchen in Deutschland bewusster wahrnahm und mit ihnen in eine ökumenische Zusammenarbeit kam.¹²²

Wiederaufbauwerke

Die Jahre nach 1945 war ebenso eine Zeit des Wiederaufbaus auch von Gemeindehäusern im BEFG. Relativ früh gingen etliche Gemeinden daran, ihre zerstörten oder beschädigten Gemeindehäuser wieder herzurichten bzw. neu zu aufzubauen. Davon liest man in fast allen Festschriften. Auch Wilhelm Hörmann widmet in seinen Lebenserinnerungen dem Bau des Gemeindehauses in Augsburg ein ganzes Kapitel.¹²³

Aber auch die neugegründeten Gemeinden suchten nach Möglichkeiten, sich ein Gemeindehaus zu errichten.¹²⁴ Die damals neu errichteten Gemeindehäuser waren recht einfach gebaut, meist aus Holz, und man nannte sie „Brower-Kapellen“. Eckhard Schaefer schrieb:

„Ein baptistischer Architekt [mit Namen Brower] hatte einen Entwurf gemacht, der aus Kostengründen dann überall gebaut wurde.“¹²⁵

Wilhelm Hörmann notierte:

„Die Flüchtlingsgemeinde in Aalen hatte den Anfang gemacht. Mit einem Holzhaus, geräumig genug, aber eben doch – ein Holzhaus.“¹²⁶

Wieweit sich die Vertriebenen aber damit ein wirkliches „Zuhause“ geschaffen haben, bleibt fraglich. Vielleicht sahen sie den Gemeindebau auch nur als ein Glaubenszeichen nach dem Motto: „Seht, unser Glaube hat überlebt! Wir sind und bleiben Gottes Hausgenossen und seine Kinder!“ Es passt in

¹¹⁸ Es arbeiteten dort ein Br. Walter Müller, eine Schwester Herta vom „Albertinen-Haus“ und ein Br. Tesch (Die Gemeinde 5/1947, S. 38; Jahrbuch des BEFG 1949, S. 145-148; Bericht von der Vereinigungs-Konferenz Niedersachsen-Ost in Bad Oeynhausen am 2. und 4. Juni 1950, S. 2 und 6).

¹¹⁹ Im Flüchtlingslager Mariental arbeiteten beispielsweise die „Tabeaschwestern, Clara Schneider und Dora Langmaack“ (Die Gemeinde 9/1946, S. 67).

¹²⁰ Bekannt ist durch etliche Fotos vor allem die Kinderspeisung der Gemeinde in Schneeberg / Erzgebirge (vgl. Fotosammlung im Oncken-Archiv und A. Giebel, Glaube, S. 283-285).

¹²¹ Vgl. A. Giebel, Glaube, S. 244.

¹²² Vgl. dazu Karl Heinz Voigt, Ökumene in Deutschland, Band 2, besonders die ersten beiden Kapitel des Buches und Karl Heinz Voigt, Freikirchen in Deutschland, S. 187-213.

¹²³ W. Hörmann, Auch diese Zeit, S. 96-108.

¹²⁴ Die Anfänge des Aufbauprogramms schildert A. Giebel in ihrem bereits genannten Buch auf den Seiten 277-278. Weitere Schilderungen über diese Aufbauzeit findet man in vielen Gemeinde-Festschriften.

¹²⁵ Mail vom 17.1.2016 von Eckhard Schaefer an H. Wahl.

¹²⁶ W. Hörmann, Auch diese Zeit, S. 99.

den unerschütterlichen Glauben, den viel Vertriebene - auch katholische und evangelische - aus dem Osten mitbrachten.¹²⁷

Auch das Theologische Seminar in Hamburg-Horn und das Verlagshaus in Kassel wurden wieder aufgebaut¹²⁸, das Bundeshaus in Berlin¹²⁹ aber nicht.

Inzwischen haben viele dieser Gemeinden längst neue und recht moderne Gemeindehäuser gebaut, was auch ein Zeichen des gesellschaftlichen Aufschwungs und gelungener Eingemeindung ist.

Fazit und Ausblick

Es ist erstaunlich, dass sich die Geschichtsschreibung in unserer Freikirche, die in der Zeit von 1944 bis 1950 die Vertreibung von einem Drittel ihrer Mitglieder erleben musste, bis heute dieser Epoche nie ausführlich gewidmet hat. Dabei war es eine Zeit der enormen Veränderungen. Es gab in den vorhandenen Gemeinden ein bis dahin nie erlebtes Wachstum durch Zuzug, Taufen und Gemeinde-Neugründungen. Viele Bereiche dieser bewegenden Epoche sind bis heute nicht erforscht.

Die Generation, die die Vertreibungen erlitten hat, ist fast ausgestorben. Noch aber gibt es Kinder und Enkel der Flüchtlinge und Vertriebenen, die berichten müssten, wie sie die Integration in unseren Gemeinden erlebt haben.

Die Bitte, dem Oncken-Archiv Dokumente zur Geschichte der Vertriebenen zur Archivierung und weiteren Forschung zur Verfügung zu stellen, fand bisher wenig Gehör. Ich hoffe jedoch, dass uns noch einige Berichte überreicht werden, und wir damit manche Frage noch beantworten können, sich manche neuen Erkenntnisse einstellen und wir besser begreifen, welche Leistungen diese Generation vollbracht hat. Wir stehen unmittelbar auf ihren Schultern. Was wir heute sind, verdanken wir ihnen.

Auffällig ist bei der bisherigen Dokumenten-Sammlung im Oncken-Archiv, dass die meisten Erinnerungen die eigentliche Fluchtgeschichte enthalten, aber wenig oder gar nichts von der innergemeindlichen Integration berichtet wird. In einigen persönlichen Gesprächen erlebte ich sogar eine starke Befangenheit bis zu einem Tabu, über die tatsächlichen innergemeindlichen Probleme als Flüchtling oder Vertriebener zu berichten.

Literaturverzeichnis

(In Auszügen; es fehlen alle Festschriften der EFG).

Assmann, Reinhard:

Der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in der DDR. Ein Leitfaden zu Strukturen – Quellen – Forschung (Baptismus-Studien, Band 6), Oncken Verlag Kassel 2004.

Aust, Stefan / Burgdorff, Stephan (Hg.):

Die Flucht. Über die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2005.

Balders, Günter (Hg.):

Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. 150 Jahre Baptistengemeinden in Deutschland, Oncken Verlag, Wuppertal und Kassel 1984, S. 125-149.

Balders, Günter:

„Der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland (Baptisten)“, in: Hans-Beat Motel, Glieder an einem Leib. Freikirchen in Selbstdarstellungen, Christliche Verlagsanstalt, Konstanz 1975, S. 95-133.

¹²⁷ Zu den Frömmigkeits-Wirkungen der Vertriebenen, ob katholisch oder evangelisch, siehe: A. Kossert, Kalte Heimat, S. 229-268 und M. Seils, Die fremde Hälfte, S. 112-129. 228.235f.

¹²⁸ Zu Geschichte des Verlagshauses siehe H.-V. Sadlack, Spurensuche, S. 33-40.

¹²⁹ Die Geschichte dieses Hauses hat Hans-Volker Sadlack in der Zeitschrift „Die Gemeinde“ (23/2014, S. 12f) veröffentlicht. – Vgl. seine Darstellung des Bundesmissionshauses in Bad Homburg in seinem Büchlein „Spurensuche“, S. 56-60.

Blau, Hans:

Mit Gott zu den Menschen. Unglaubliche Erlebnisberichte, WDL Verlag, Berlin 2006.

Blau, Hans:

Unglaublich und doch wahr! Erlebnisberichte von Hans und Sophie Blau (Maschinenschriftliche Aufzeichnungen).

Bode, Sabine:

Die deutsche Krankheit – German Angst, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2006.

Bode, Sabine:

Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2014 (15. Auflage).

Bode, Sabine:

Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2014 (9. Auflage).

Bode, Sabine:

Nachkriegskinder. Die 1950er Jahrgänge und ihre Soldatenväter, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2015 (2. Auflage dieser Ausgabe).

Burk, Henning / Krauss, Marita / Spröer, Susanne / Wolter, Gudrun:

Fremde Heimat. Das Schicksal der Vertriebenen nach 1945, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2011.

Corduan, Bruno:

Vom Tagelöhnersohn zum Diplomaten. Mein Leben unter der Führung Gottes, SCM Verlag, Holzgerlingen 2009.

Foerster, Heinrich:

Mein Leben ein Geschenk! WDL-Verlag, Berlin 2009.

Freund, Alexander:

Aufbrüche nach dem Zusammenbruch. Die deutsche Nordamerika-Auswanderung nach dem Zweiten Weltkrieg (Studien zur historischen Migrationsforschung, Band 12), V&R unipress, Göttingen 2004.

Friesen, Astrid von:

Der lange Abschied. Psychische Spätfolgen für die 2. Generation deutscher Vertriebenen, Psycho-Sozial Verlag, Gießen 2000.

Giebel, Astrid:

Glaube, der in der Liebe tätig ist. Diakonie im deutschen Baptismus von den Anfängen bis 1957. (Baptismus Studien, Band 1) Oncken Verlag Kassel 2000, S. 244-299.

Gieseke, Uwe A. (Hg.):

„Hoffentlich enttäuscht und Hitler nicht.“ Briefe, Bilder, Berichte einer Predigerfamilie 1925-1960, WDL-Verlag, Berlin 1999.

Gieseke, Uwe A. (Hg.):

„Was sagt Ihr nun zum väterlichen Erbe“. Briefe, Bilder, Berichte einer Predigerfamilie aus dem Kaiserreich. Selbstverlag Uwe Gieseke, Varel 1993.

Golbeck, Siegfried:

Bis eine Tür sich öffnet. Entwurzelt in Ostpreußen – heimisch in Ostfriesland, Verlag Johann Sollermann, Leer 1995.

Halder, Winfried / Serrer, Michael (Hg.):

Der weite Weg gen Westen. Geflohen – vertrieben – angekommen an Rhein und Ruhr, Ferdinand Schöningh, Paderborn 2008.

Hörmann, Wilhelm:

Auch diese Zeit ist Gottes Zeit. Erinnerungen, Oncken Verlag, Wuppertal und Kassel 1981.

Huber, Florian:

Hinter den Türen warten die Gespenster. Das deutsche Familiendrama der Nachkriegszeit, Berlin Verlag, München 2017.

Kallweit, Arno:

- Schleswigs Baptistenchronik 1856 – 2006 im Spiegel deutsch-dänischer Geschichte unter Verwendung handschriftlicher biographischer Erinnerungen des Mitbegründers der Baptistengemeinde Schleswig Claus Peters, WDL-Verlag, Berlin 2006.
- Kerde-Merz, Ruth:
Die Macht der Gnade. Autobiographie, WDL Verlag, Berlin 2007.
- Kerstan, Reinhold:
Ein deutscher Junge weint nicht. Erinnerungen an damals, Oncken Verlag, Wuppertal und Kassel (1981¹) 1989 (1. Taschenbuchauflage).
- Kluttig, Robert Leo:
Geschichte der deutschen Baptisten in Polen von 1858 – 1945. Im Selbstverlag des Verfassers, Winnipeg 1973.
- Knopp, Guido:
Die große Flucht. Das Schicksal der Vertriebenen, Econ Verlag, München 2001.
- Kogelfranz, Siegfried (Hg.):
Die Vertriebenen, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1985.
- Kopp-Colomb, Agnes und Henning von:
Schicksalsbuch II des Sächsisch-Thüringischen Adels 1945, C. A. Starke Verlag, Limburg a. d. Lahn 2005.
- Kornrumpf, Martin:
In Bayern angekommen. Die Eingliederung der Vertriebenen, Günter Olzog Verlag, München 1979.
- Kossert, Andreas:
Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, Siedler Verlag, München 2008.
- Krefting, Maria Theresia:
Ein langer Weg. Aus den Tagebüchern einer Ostpreussin in Westfalen 1948 – 2008, WDL-Verlag, Berlin 2013.
- Krefting, Maria Theresia:
Irgendwo liegt Sonntagsruh. Eine Ostpreussin erinnert sich an die Jahre 1918 – 1948, WDL-Verlag, Berlin 2001.
- Lemberg, Eugen / Edding, Friedrich (Hg.):
Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluss aus Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben, Band 1 bis 3, Ferdinand Hirt Verlag, Kiel 1959.
- Meister, Jakob (Hg.):
Bericht über den Kongreß der Europäischen Baptisten 26. – 31. Juli 1958 in Berlin, J. G. Oncken Verlag, Kassel 1959.
- Metzger, Hans:
So kamen sie zu Jesus. Oncken Verlag, Kassel 1953. (2. Aufl.).
- Metzger, Hans:
Wie werde ich meines ewigen Heils gewiß? Oncken Verlag, Kassel 1953 (7. Aufl.).
- Metzger, Hans:
Wunder Gottes in der Zeltmission. Oncken Verlag, Kassel 1952 (5.-7. Tausend).
- Mühlfenzl, Rudolf (Hg.):
Geflohen und vertrieben. Augenzeugen berichten, Athenäum Verlag, Königstein 1981.
- Müller-Münch, Ingrid:
Die geprügelte Generation. Kochlöffel, Rohrstock und die Folgen, Piper Verlag, München 2014³.
- Nawratil, Heinz:
Schwarzbuch der Vertreibung 1945 bis 1948. Das letzte Kapitel unbewältigter Vergangenheit, Universitas Verlag, München 1999 (6. Auflage).
- Nowak, Dorothea:
Wenn sich Türen auftun. Autobiographische Einsichten, WDL Verlag, Berlin 2010.
- Peitz, Bernhard:
„Fluchtwege“. Dramatische Flucht- und Vertreibungserlebnisberichte schlesischer Familien in den Jahren 1945 – 1947, conception Seidel, Hammerbrücke 2015.

Plato, Alexander von / Leh, Almut:

Ein unglaublicher Frühling. Erfahrene Geschichte im Nachkriegsdeutschland 1945 – 1949, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2011.

Pohl, Paul (Hg.):

Festschrift zur Feier des 75jährigen Jubiläums des Predigerseminars der Ev.-Freikirchlichen Gemeinden (Baptisten) in Deutschland, Selbstverlag, Hamburg-Horn 1955.

Rockel, Ehrhard:

Fröhlich, gläubig und vernünftig. Kirchengeschichte(n) aus meinem Predigerleben, WDL-Verlag, Berlin 2004.

Rösler, Klaus:

Alles dient zum Besten. Lebenserinnerungen von Eckhard Schaefer, R. Brockhaus Verlag, Witten 2008.

Sadlack, Hans-Volker:

Spurensuche. 175 Jahre Baptisten in Deutschland. Ein Reiseführer, Oncken Verlag, Kassel 2009.

Schmidt, Paul:

Unser Weg als Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in den Jahren 1941 – 1946. Oncken Verlag, Stuttgart 1946; wieder abgedruckt in: R. Fleischer, Streit (Baptismus-Dokumentation 4), 2014, S. 63-78.

Seils, Mirjam:

Die fremde Hälfte. Aufnahme und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Mecklenburg nach 1945, Thomas Helms Verlag, Schwerin 2012.

Surminski, Arno u.a.:

Flucht und Vertreibung. Europa zwischen 1939 und 1948, Ellert & Richter Verlag, Hamburg 2012.

Strübind, Andrea:

Die unfreie Freikirche. Der BEFG im „Dritten Reich“, Neukirchner Verlag, Neukirchen-Vluyn 1991.

Ustorf, Anne-Ev:

Wir Kinder der Kriegskinder. Die Generation im Schatten des Zweiten Weltkriegs, Herder Verlag, Freiburg 2012³.

Voigt, Karl Heinz:

Freikirchen in Deutschland (19. und 20. Jahrhundert). (Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen III/6), Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2004.

Voigt, Karl Heinz:

Ökumene in Deutschland. Von der Gründung der ACK bis zur Charta Oecumenica (1948-2001), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2015.

Weist, Wilfried / Assmann, Reinhard:

Dass das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde. Die Schrifttumsarbeit im BEFG in der DDR (Baptismus-Dokumentation 7), Oncken-Archiv, Elstal 2017.

Weltmann, Stephanie:

Die Heimat tragen sie im Herzen: Wie Polen im Ruhrgebiet leben, in: WAZ vom 29.12.2017.

Wessler, Heinrich:

Als das Brot kostbar war. Ein ostpreußisches Schicksal. Oncken Verlag, Wuppertal und Kassel 1978.

Witzdorf, Adam von / Kopp-Colomb, Agnes und Henning von:

Schicksalsbuch I des Sächsisch-Thüringischen Adels 1945, C. A. Starke Verlag, Limburg a. d. Lahn 2005².

Hartmut Wahl, Florastraße 56, 42553 Velbert, E-Mail: hartmut-wahl@gmx.net.

Velbert, den 11.3.2016 (überarbeitet 18. April 2017, 11. Oktober 2017, 2. Dezember 2017; 5.1.2018).